

Inhalt. Der Dom zu Regensburg. — Ueber Herstellung von Zement-Fabrikaten. — Die Konkurrenz zum Rathhause in Essen. — Mittheilungen aus Vereinen. Architekten- und Ingenieur-Verein für Niederrhein und Westfa-

len. — Aus der Fachliteratur: Allgemeine Bauzeitung. — Brief- und Fragekasten.

Der Dom zu Regensburg.

(Fortsetzung.)

In unverkennbarer Weise zeigt nun der Südturm, dass sein Meister beflissen gewesen ist, so ökonomisch wie möglich zu bauen. Ob er dies getan aus Mangel an Mitteln, ob von dem Wunsche geleitet, rasch vorwärts zu kommen, muss dahin gestellt bleiben. Wahrscheinlich sind beide Motive zusammengekommen, um das vor unsern Augen stehende Resultat zu erzielen. Nur die Hauptlinien des Entwurfes, die Teilungs- und Krönungsgesimse, die Strebe Pfeiler, das Nebenportal (aber verkleinert) und vier sehr bescheiden gegliederte Figurenstandplätze mit Tabernakeln neben demselben sind fest gehalten worden; dagegen erscheint der für eine Front im Gegensatz zu ihren Langseiten so wolberechtigte Reichtum von Kunstformen über Bord geworfen. Für solchen Verlust entschädigt nicht die sichtbare Konsequenz: einerseits die Systeme des Langhauses auf beide Turmgeschosse zu übertragen (unten die gepaarten Lanzettfenster mit der Rose zwischen den Bogenschenkeln, oben die knollenbesetzten Giebelgebänke des Lichtgaders, welche das Kranzgesims durchwachsen sollten, aber leider liegen geblieben sind), andererseits die Lage und Höhe des Triforiums im Aeussern durch ein kleines Kaffsim anzudeuten. Am bedauerlichsten bleibt das Aufgeben der grossen, schlanken, zackengesäumten Hauptfenster und ihre Verwandlung in spitzbogige Wandblenden. Dadurch sind die für die künstlerische Haltung wirkungsvollsten Elemente verloren gegangen; der Turm ist ein gutes und tüchtiges Werk von ansprechenden Verhältnissen geblieben, aber in seinen Steinmassen wird der erwärmende Hauch jenes echt künstlerischen Enthusiasmus, den der Bauriss atmet, schmerzlich vermisst.

Wenn in solchem Sinne die Emporführung der beiden Geschosse des Südturmes in jenen Jahrzehnten (um 1345 bis 65) für die spätere Frontgliederung von entscheidendem Einflusse gewesen ist, so war sie es nicht minder bezüglich der für den Abschluss des Dombaues allerwichtigsten Frage: Soll die Westfront zwei- oder eintürmig gebaut werden? Dass diese Frage in einer gewissen Zeit aufgeworfen und sehr eingehend erörtert worden ist, wird schon durch die Existenz eines so reichen und vollständig bearbeiteten Entwurfs, wie ihn Riss No. II veranschaulicht, mit Sicherheit erwiesen. Aber der Riss selbst sagt noch mehr: Sein Urheber und Meister kannte, wie oben nachgewiesen, den Riss No. I, und zwar höchstwahrscheinlich in seiner jetzigen, schon etwas modifizierten Gestalt, denn er übernahm daraus einzelne Maasse und gewisse Motive. Nichtsdestoweniger ist er gegen jenen Entwurf aufgetreten und hat ein Gegenprojekt mit einem Turme, einer völlig geänderten Höhenlage des Hauptkranzgesimses am Unterbau, mit Zusatz der Vorhalle, der ebenso energischen wie konsequenten Einbürgerung des Verdoppelungssystems u. s. w. zur Entscheidung vorgelegt. Wann dies stattgefunden, ist nicht sicher erweisbar; man darf aber vermuten, dass solches zwischen 1325—40 geschehen sein muss, weil in jener Zeit der Bischof Nikolaus von Stachowitz den Fortgang des Dombaues nach Westen hin ernstlich betrieb und, wie oben bereits näher hervorgehoben, auch glücklich wieder in Fluss brachte. Nur damals konnte man ein spezielles Interesse an der Erörterung jener Frage nehmen. Noch war man völlig ungebunden bezüglich der Frontgestaltung und doch sah man die notwendige Entscheidung ganz von selbst in dem Maasse immer näher rücken, als die Südpfeilerreihe und die südliche Seitenschiffmauer sich erhoben. Der damals ausgebrochene Kampf der Meinungen, den beide Risse in so interessanter Weise spiegeln, ist nun mit dem Aufbau des Südturmes, im engeren Sinne mit der Aufführung des inneren Turmfreipfeilers definitiv entschieden worden. So wie dieser Pfeiler mit seiner so bescheidenen Grundfläche angelegt und etwa bis zum Kämpfer hochgenommen war, musste jener Streit aufhören. Die Westfront war nur noch ausführbar „mit zwei Türmen“. Da der Aufbau jener Pfeiler aber bald nach dem Abbruch der Nikolai-Kapelle, also nach 1341 erfolgt sein wird, so fällt die definitive Entscheidung, dass der Riss No. I, wenn auch unter starker Reduktion, zur Ausführung gelangen sollte, in die Epoche des Bischofs Friedrich I, Burgrafen von Nürnberg (1341—68). Dass man den nunmehr zurückgelegten Riss No. II nichts-

destoweniger in Ehren hielt, lehrt seine treffliche Konservierung, mehr noch die Tatsache, dass zwei seiner Motive, die Vorhalle und die Dreiteilung des Untergeschosses, wenn auch in gleichfalls sehr verkümmerter Gestalt in den Frontbau übergingen. Ebenso begreift es sich, dass ein letzter kleiner Meister, ein spätgotischer Epigone, sich das Vergnügen machen durfte, die Spitze des Risses No. II nach seinem exzentrischen Geschmacke umzuwandeln. Der Riss war eben abkömmlich geworden, er bildete nur noch eine Reliquie des Bauarchivs, welche eine überwundene Phase des Dombaues spiegelte.

Steht aber nach dieser Ermittlung es fest, dass der Riss No. II um 1330 entworfen worden ist, so ist der andere zweitürmige Plan sicherlich älter. Nun lässt der letztere, wie oben nachgewiesen, selbst wieder zwei Altersstufen erkennen, die soweit auseinander liegen, dass eine sehr wesentliche Aenderung in der Behandlung der gotischen Stilformen — man darf sagen, die neueste Mode mit geschweiften Bögen und Giebelgebänken — eintreten und dieser Geschmackswechsel wieder den eigentlichen Impuls zur nochmaligen Aufzeichnung des alten Risses im Sinne solcher Modifikationen geben konnte. Ist diese — wie mir scheint, sehr naheliegende — Interpretation des Risses No. I richtig, so muss man das erste Projekt zur Westfront, von welchem leider nur jenes bescheidene Fragment gerettet ist, mit Sicherheit noch in das XIII. Jahrhundert zurückstellen. Auf eine so alte Epoche weist auch die, trotz alles Reichtumes an Details und Motiven selbst in dem modifizierten Risse noch deutlich sichtbare Klarheit und Uebersichtlichkeit der Frontgestaltung hin. Sie steht dem Strassburger Frontprojekte in den Hauptmotiven so nahe wie möglich, und man kann mit Bestimmtheit sagen, dass sie nach 1330, d. h. nach dem allmählichen Bekanntwerden des Kölner Domfrontisses in den beteiligten Meisterkreisen, für einen Neubau nicht mehr wäre gezeichnet worden, so sehr hatten sich schon die Tendenzen der tonangebenden Architekten in Frankreich wie in Deutschland während eines Menschenalters geändert.

Weitere Spuren lassen sodann erkennen, dass in der Regensburger Bauhütte neben jenen beiden Rissen noch andere Pläne (speziell einer für einen achteckigen Vierungsturm) aufbewahrt worden sind. Dass die Absicht bestand, über der Vierung einen achteckigen, gewölbten Turm zu erbauen, wird wie oben schon betont ist, durch die Stärke der Vierungspfeiler, mehr noch durch die Masken-besetzten Dienstkonsolen am Fussgesimse jenes Turmes, welche Schuegraf sehr verdienstlicher Weise publiziert hat,¹¹⁴⁾ ausser jeder Frage gestellt. Die altertümliche Fassung jener Konsolen gestattet sogar die Annahme, dass sie spätestens um 1300—10 zur Ausführung gelangt sind. Daraus folgt aber, dass auch für diesen, später liegen gebliebenen Bauteil ein Projekt vorhanden gewesen ist, welches ebenfalls dem XIII. Jahrh. entstammte. Dieser Riss No. III scheint noch am Schlusse des XVI. Jahrhunderts existiert zu haben, denn im Jahre 1590 überreichte der Büchschaffter Peter Opel dem Domkapitel einen Abriss des Domes in perspektivischer Darstellung und wiederholte dieses Geschenk drei Jahre später in einer vermutlich etwas vergrösserten oder modifizierten Gestalt.¹¹⁵⁾ So unkünstlerisch und dilettantenhaft jene Zeichnung auch gefasst war, so hat sie doch Anerkennung und Beifall gefunden, denn die Laienwelt empfing dadurch eine ungefähre Vorstellung von der beabsichtigten Totalgestaltung des unvollendeten Domes. Deshalb nahm noch sechzig Jahre später der Kupferstecher Melchior Küssel jene Zeichnung 1655 in dem seltenen Werke „Vorstellungen unterschiedlicher Prospekt der weltberühmten freien Reichsstadt Regensburg“ auf¹¹⁶⁾ und Gumpelzhainer fügte 1830 eine verkleinerte Konturkopie seiner Geschichte Regensburgs hinzu.¹¹⁷⁾ Auf jenem Stiche sieht man neben den beiden, mit reich und schwer-

¹¹⁴⁾ Verhandl. XVI, Taf. 2.

¹¹⁵⁾ Schuegraf I, 179 ff. II, Vorrede XIV; und in den Verhandl. XVI, 239.

¹¹⁶⁾ Die Sammlungen des histor. Vereins bewahren ein Exemplar des Stiches von 3 Fuss 2 Zoll Höhe zu 2 F. 4 1/2 Z. Breite. (Bair. M.)

¹¹⁷⁾ Gumpelzhainer I. c. I, 202.

fällig abgestuften Steinhelmen bekrönten Türmen einen acht-eckigen Vierungsturm mit eben solcher Kuppel und Laterne, der eine seltsame Verquickung von Barockstildetails auf gotischer Grundlage darstellt. Unverkennbar hat sich P. Opel bemüht, die fertigen, stehenden Teile des Domes möglichst treu wiederzugeben und dann mit Hilfe der im Archive vorhandenen Baurisse zu einem Gesamtbilde zu ergänzen, welches in den entscheidenden Kreisen zur Vollendung des Dombaues anregen sollte. Dass er in den Einzelheiten der Geschmacksrichtung seiner Zeit Rechnung trug, ist sehr begreiflich. Daraus erklären sich die Umrisslinien der Kuppel, die Krönung der Laterne, abstruse Fensterformen u. A. Aber der Kern des Ganzen, die wichtigsten Dimensionen, die Strebe Pfeiler, Fialen u. s. w. lassen erkennen, dass er mit seiner ganzen, wolgemeinten aber kindesschwachen Arbeit auf älteren und echten Grundlagen steht. Wenn daher der spätere Stecher die Inschrift hinzufügte: *Idaea Cathedralis Ecclesiae Scti. Petri Apostoli in civitate Ratisbonensi juxta verum Originale antiquum delineata . . .* so ist dies *cum grano salis* zu verstehen, enthält aber etwas Wahres.

Glücklicherweise sind Opel's Bauabsichten nicht realisiert worden; die Statistik der Baudenkmäler besäße sonst eine monströse Dilettantenschöpfung mehr. Aber zweierlei ist zu beklagen: 1) der Verlust jenes Risses und 2) die Tatsache, dass es auch Denzinger nicht vergönnt gewesen ist, jenen fehlenden Vierungsturm bei der jüngsten Restauration dem Domgebäude hinzuzufügen. Dass er ihn geplant und durchaus angemessen geplant hat, beweist der schöne Stahlstich von Hablitschek in dem schon zitierten Werke Jacobs.¹¹⁸⁾ Der ausgeführte Dachvierungsreiter bietet keinen Ersatz, sondern wird den allgemein gefühlten Wunsch, die berechtigten Intentionen des ältesten wie des jüngsten Regensburger Meisters möglichst bald verwirklicht zu sehen, nur stets rege erhalten.¹¹⁹⁾

V. Zur Konstruktion.¹²⁰⁾

Dem jüngsten Restaurations- und Vollendungsbaue des Domes sind in den Jahren 1855 und 56 genauere Untersuchungen des gesamten Unterbaues der Westfront voraufgegangen, um ein sicheres Urteil über die Tragfähigkeit der Mauern, Pfeiler und Fundamente bei erneuter und vermehrter Belastung zu gewinnen. Hierzu veranlassten besonders die im Hauptgeschoße des Nordturmes sichtbaren Risse und Ablösungen, weil abgesehen von kleineren Schäden an einigen Strebebögen, im oberen Teile der Vierung und im Freipfeiler des Südturmes, nur an dieser Stelle eine Trennung des Mauerwerks in schärferer Weise hervorgetreten war.

Die Mauern zeigten sich nach aussen und innen mit Quadern von etwa 30^{cm} Stärke verkleidet, dazwischen lagerhafte Bruchsteine in gutem Mörtel mit sehr engen Fugen. Die Anbohrung des stärkeren, weil aus Sandsteinen erbauten Freipfeilers des Nordturmes ergab das erfreuliche Resultat, dass derselbe ganz aus Quadern hergestellt ist, während der entsprechende Freipfeiler des Südturmes nur eine Ummantelung von 0,53^m starken Kalksteinquadern besitzt, sein Inneres aber aus Bruchsteinen besteht.

Die Untersuchung des Baugrundes und der Fundamente erfolgte sowohl aussen an der Nordostecke des Nordturmes, als innen an beiden Freipfeilern. Bis auf eine Tiefe von 5,26^m fand sich aufgefülltes, jedoch festes und mit lettigem Sande und grobem Gerölle untermischtes Erdreich; 3^m tiefer stiess man auf die Sohle des Baugrundes, auf Kalksteinfelsen. Das ganze Fundament ist aus Grünsand- und Kalksteinen konstruiert worden; die untersten Schichten enthalten die grössten Steine bis 1,60^m Länge und 0,58^m Höhe. Als Bindematerial zeigte sich ein aus grobkörnigem Sande mit warmem Kalke bereiteter Mörtel von Steinhärte; ebenso wurde die Lagerung der Steine und richtiger Verband in den Schichten entsprechend vorgefunden.

Dagegen sind die beiden inneren Freipfeiler der Türme bemerkenswerter Weise ohne Verbindung mit den Umfassungsmauern auf Einzelfundamenten gegründet und hochgebaut worden. Die Fundirung des Nordpfeilers muss in einem

eigens gegrabenen Schachte erfolgt sein, weil die Fundamentalschichten sehr unregelmässige Beugungen, Vor- und Rücksprünge erkennen liessen; und sie ist erst hergestellt worden, nachdem die Umfassungsmauern schon eine Höhe von 3,50^m erreicht hatten. Dies ist an den rechtwinkligen Verstärkungen der Wandpfeiler dadurch erkennbar, dass dieselben erst in jener Höhe mit den Umfassungsmauern durch tiefe Binderschichten ordnungsmässig verbunden sind. Denzinger glaubt annehmen zu dürfen, dass jener Pfeiler in etwas anderer Form und schwächeren Dimensionen schon ein Mal bis zur Sockelhöhe hergestellt war, dann abgebrochen und in die Form jenes grossen, über Eck stehenden Quadrats gebracht wurde, in welcher er jetzt erscheint. Bestimmte Spuren begründen sogar die Vermutung, dass jener Pfeiler erst unmittelbar vor Herstellung der Haupttragbögen in der östlichen und südlichen Wand aufgeführt worden ist. Die verspätete Fundirung, der etwas eilige Aufbau des Freipfeilers, ferner die rasch sich anschliessende Aufsetzung des Hauptgeschosses, wodurch bei mangelndem Widerlager in östlicher wie südlicher Richtung der schon vorhandene Diagonalschub vermehrt wurde: alle diese, auf baulanalytischen Wege erfolgten Ermittlungen erklären die im zweiten Stockwerke des Nordturmes vorhandenen Risse zur Genüge.¹²¹⁾ Der Freipfeiler des Südturmes ist nur 6,13^m tief gegründet worden, besitzt aber ein vortrefflich konstruiertes breites Fundament (ohne Bankette) von 6,13^m Diagonale bei einer Selbstdiagonale von 3,80^m.

Nach Abschluss aller dieser Untersuchungen und vor dem Eintritte des Weiterbaues sind im Sommer 1859 verspannende Quermauern zwischen den Fundamenten jener Freipfeiler und denen der Umfassungsmauern eingezogen worden. Bei dieser Gelegenheit wurden interessante Funde gemacht, insbesondere die oben mitgetheilten Reste der Nikolai-Kapelle nach Lage, Grösse und Formenbildung erkundet. Die mit aller Vorsicht durchgeführte Vollendung der Türme hat keine neuen Erscheinungen von Trennungen oder Ablösungen in den Untergeschossen herbeigeführt.

VI. Kunstwerke.

Ueber die in und an dem Dome vorhandenen Kunstwerke des Mittelalters, welche trotz aller Beraubung und unverständigen Sichtung noch immer recht zahlreich sind, hat Lotz in seinem bekannten, mustergültigen Werke¹²²⁾ kurze aber richtige und für den vorliegenden Zweck so genügende Mitteilungen gegeben, dass es zwecklos wäre, sie zu wiederholen. Ich beschränke mich auf einige wenige Zusätze. Von den 5 gotischen Ciborien-Altären, die bei der Restauration von 1838 leider ihre alten Standplätze eingebüsst haben, sind zwei jetzt bei Jakob abgebildet,¹²³⁾ andere in dem Werke von Popp und Bülow. Von dem weit aus schönsten Altare, der sicher noch dem XIV. Jahrhunderte angehört, mit den Standbildern des Kaisers Heinrich II. und der Kaiserin Kunigunde ist jetzt der Stifter durch das eine der beiden daran vorhandenen Wappen (wilde Rose im Schilde) bekannt geworden; es war ein Schenk von Reichen-eck; sicher wird es auch wol der weiteren Forschung gelingen, das Datum seiner Stiftung festzustellen. — Ferner hat Neumann, wie in der Baugeschichte schon erwähnt worden ist, an dem so häufig abgebildeten Ziehbrunnen¹²⁴⁾ das inschriftliche Datum 1500 entdeckt, wodurch mit Sicherheit auf M. Wolfgang Roritzer als den Urheber geschlossen werden darf. Andererseits hat Gr. von Walderdorff in überzeugender Weise nachgewiesen,¹²⁵⁾ dass das im Hauptchore stehende — ebenfalls oft abgebildete — Sakramenthäuschen ursprünglich nach einem Entwurfe von Mathäus Roritzer hergestellt war und dass an dieser Ausführung im Jahre 1493 Wolfgang Roritzer als Gesell beschäftigt gewesen ist. Daher trägt der Fuss des Kleinbauwerks mehrfach sein Steinmetzgesellen-Zeichen, aber nicht seinen Meister-schild. Erst in späterer Zeit ist die ganze Oberhälfte beseitigt und durch einen schlanken dreigeschossigen Hochbau ersetzt worden, der obschon ein Meisterstück von zierlicher Meisselarbeit, doch sehr unorganisch mit dem Unterbau verbunden erscheint. Wegen der Nichtvollendung einzelner Teile und wegen sonstiger Stilverwandtschaft mit sicheren Arbeiten des M. Wolfgang Roritzer wird die Erbauung dieses Oberteiles in die letzten Lebensjahre des Meisters, etwa von 1510—14 zu setzen sein.

¹¹⁸⁾ Jakob l. c. hat mit Recht als Titelpfeiler eine äussere Perspektive des Domes nach einer vortrefflichen Zeichnung von Denzinger gewählt. Dieses Bild giebt die deutlichste Vorstellung von der schon im Urprojekte angestrebten einheitlichen und harmonischen Schönheit des ganzen Domgebäudes.

¹¹⁹⁾ Dass man während des Mittelalters niemals die Hoffnung aufgegeben hat, jenen geplanten Vierungsturm zu erbauen, darf auch aus der niedrigen Lage der Querschiffdächer einschliesslich ihrer Giebel geschlossen werden, von welcher die Merian'sche Vedute in der Topogr. Bav. Bl. 72 eine gute Vorstellung giebt.

¹²⁰⁾ Benutzt sind 1) das Protokoll v. 22. Juli 1855 u. ein Gutachten v. Sept. dess. Jahres (abgedruckt in d. Verhandl. XVIII, 430 ff.); 2) die Note 98) zitierten Mitteilungen d. Oberbaurs v. Voit (bei Förster. Denkm. V, 34 ff.) und 3) ein Rapport Denzinger's vom Dezember 1865, abgeschrieben in dem Archive des histor. Vereins aufbewahrt.

¹²¹⁾ Vergl. die spezielleren Nachweisungen bei v. Voit l. c. 43 ff.

¹²²⁾ Lotz Kunst-Topographie Deutschlands. II, 403 ff.

¹²³⁾ Jacob. l. c. 2. Auflage 1870 Taf. VIII u. IX.

¹²⁴⁾ Abbild. bei Popp u. Bülow Heft II, Taf. 5.

¹²⁵⁾ Popp u. Bülow X. Taf. 2; Gailhaband arts. etc. Lfg. 8; Verhandl. XXVIII, 28.

¹²⁶⁾ Verhandl. XXVIII, 122 ff.

Die sehr zahlreichen Gebilde der Plastik im Innern wie am Aeusseren hat Niedermayer mit gewohnter Phrasenfülle behandelt; ¹²⁷⁾ ein Auszug jener Arbeit steht bei Sighart. In künstlerischer Beziehung sehr hervorragende Schöpfungen sind nicht vorhanden, aber für die Symbolik in der mittelalterlichen Kunst ist ein grosses Material vorhanden, welches noch einer genaueren — namentlich vergleichenden — Zusammenstellung mit anderen gleichzeitigen Werken der Bildnerei harret.

Ein besonderes Interesse gewährt es — wegen der Seltenheit solcher Vorkommnisse, — die Preise zu erfahren, welche in der Mitte des XV. Jahrh. in Regensburg für plastische Sandsteinarbeiten gezahlt wurden. Wir verdanken diesen Einblick der Opferfreudigkeit Schuegraf's, der bei dem schmachvollen Untergange wertvoller historischer Dokumente in Regensburg im Jahre 1850 eine Dombaurechnung, — richtiger ein Kassenbuch über Einnahme und Ausgabe der Domfabrik — vom Jahre 1459 der Zerstörung entriss und für die kunst- wie kulturgeschichtliche Forschung rettete ¹²⁸⁾. In dieser Rechnung wird mit dem Konrad Roritzer über die Bildhauerarbeiten, welche derselbe nach dem Stücke zu liefern hatte, abgerechnet. Es heisst daselbst: Item umb ain gross Kapitell (sic!) darauf di maria stet, da fir X β (Schilling) Reg. — Item umb das Capitel darauf sand peter stet; da fir 1 lib. den. Reg. (1 Pfund Pfennige). — Item umb die maria XIV β den. — Item umb den peter XIV β den. — Item umb den Johannes XII β den. — Item umb ain Capitel mit eim Sawkopf neben dem turn LX den. — Item um VII Capitel in das gibelgebenng (sic!) und in die plintenform on dem neuen turn und in das gebenng dar-

¹²⁷⁾ Niedermayer. Künstler und Kunstwerke der Stadt Regensburg 53 ff.

¹²⁸⁾ Sighart II, 515 ff.

¹²⁹⁾ Veröffentlicht in den Verhandl. XVI, 1 ff. Dazu die Zusätze und Nachträge von Gr. v. Walderdorff in den Verhandl. XXVIII, 99 ff.

neben an dem hohenwerk je für ains VI gr. — Item umb vier hangennd possenn in der plintenform oben in der Schewben je für ains VI gr. — facit totum VIII lib LXXVII den. — Der Summ ist er ganz zalt. — Es kostete also das ersterwähnte grosse Kapitell ¹³⁰⁾ 10 Schillinge = 1 1/4 Pfd. = rot. 3 Gulden 34 Kreuzer = rot. 6 Mark. Dagegen wurde das zweiterwähnte Kapitell, auf welchem St. Petrus steht, um 20 Proz. niedriger, zu ca. 4 Mark 80 Pf. geschätzt. Ebenso auffallend gering sind die Statuenpreise: St. Maria und St. Peter kosten je 14 Schillinge = 5 fl. = 8 M. 50 Pf. Führt man in Berücksichtigung der Entwertung des Geldes und anderer Verhältnisse, sowie es Graf v. Walderdorff 1871 getan — eine sechszehnfache Vertenerung ein, was nicht zu wenig gerechnet sein dürfte, so würde nach jenen Lohnsätzen eine solche Statue in heutiger Zeit 136 Mark kosten und die Totalsumme von 8 Pfund 77 Pfennige für die ganze Jahresleistung damals sich auf rot. 40 M. 40 Pf. belaufen, nach heutigem Geldwerte auf rot. 646 M. 40 Pf.

Ich bedauere es lebhaft, die hier verrechneten plastischen Werke an Ort und Stelle nicht genauer aufgesucht, bezw. genauer gezeichnet und gemessen zu haben, weil ich nun über ihre Grösse und Qualität in der Ausführung nichts hinzusetzen kann. Möge diese Lücke und folglich die letzte Schlussfolge in der Vergleichung mit moderner Steinmetzenplastik von Seiten der so rüstigen Lokalforscher baldigst gefüllt werden. Dass jene Bildwerke, falls sie noch vorhanden sind, am zweiten Geschosse des Nordturmes und am letzten Fensterjoch des Lichtgadens (Hochwerk genannt) sich befinden müssen, scheint mir aus dem Wortlaute der Rechnung, verglichen mit den baugeschichtlichen Nachrichten, mit grosser Wahrscheinlichkeit hervorzugehen.

(Schluss folgt.)

¹³⁰⁾ Vgl. die Umrechnungstabelle in Schuegraf's: Drei Rechnungen über den Regensburger Dombau aus den Jahren 1487, 88 und 89, in Verhandl. XVIII, 149 ff.

Ueber Herstellung von Zement-Fabrikaten.

Dem mir mehrfach geäusserten Wunsche nach einigen Mittheilungen über die Fabrikation von Zementwaaren entspreche ich um so lieber, als mir dadurch Gelegenheit geboten wird, die Vorzüge guter und die Nachtheile schlechter Zementwaaren nach den von mir während einer Reihe von Jahren gewonnenen Erfahrungen in weiteren Kreisen bekannt zu machen.

Zementwaaren und besonders Bauverzierungen werden schon seit vielen Jahren in Deutschland gefertigt und es hat deren Verwendung in manchen Städten eine grosse Ausdehnung erreicht. Ich habe die Art der Herstellung dieser Waaren, die Verwendung derselben, sowie die Haltbarkeit und Widerstandsfähigkeit gegen Witterungseinflüsse unter verschiedenen klimatischen Verhältnissen untersucht und dabei gefunden, dass bei der Anfertigung der meisten Zementwaaren deutschen Ursprungs auf ganz unrichtige Weise, ohne Sachkenntniss und mit einer gewissen Gleichgültigkeit verfahren wird. Die unmittelbare Folge hiervon ist, dass viele mittelmässige oder ganz schlechte Fabrikate geschaffen und dass die Bautechniker von der Verwendung solcher Waaren fast allgemein abgeschreckt werden.

Der sehr belangreiche Absatz, den die Erzeugnisse sowohl unserer Fabriken in Biebrich und Karlsruhe seit etwa 9 Jahren in Süd- und West-Deutschland gefunden, wie auch derjenige der bedeutenden Fabrik in Delft seit nahezu 13 Jahren in Holland, beweist indess, dass aus gutem Material Zementwaaren von tüchtiger Beschaffenheit hergestellt werden können. Die Hauptbedingungen, welche hierzu zu erfüllen sind, erlaube ich mir in Folgendem kurz anzugeben.

Vor allem ist ein langsam bindender, richtig gebrannter und gut abgelagerter Portland-Zement von richtiger chemischer Zusammensetzung zu verwenden. Derselbe darf für Stücke, die der Luft ausgesetzt werden sollen, nicht in purem Zustande, sondern nur mit Beimengung von reinem, möglichst scharfen Sand, mit Kies oder mit zerschlagenen festen Steinen verarbeitet werden.

Das Mischungsverhältniss von Zement und Sand ist nach der Art der Gegenstände verschieden zu wählen. Im Allgemeinen verwenden wir eine Mischung von 1 Th. Zement mit 3 auch 4 Th. Kiessand, und es haben sich diese Mischungen sowohl in Bezug auf Haltbarkeit, als auch grosse Festigkeit sehr gut bewährt.

Die Bereitung des Mörtels, beziehungsweise der Betonmasse hat folgendermaassen zu geschehen. Die richtig abgemessenen Theile von Zement und Sand müssen zuerst in trockenem Zustande innig gemengt werden, (der Sand darf dabei auch feucht sein); ist er vollständig erdfrei, wie dies vorausgesetzt wird, so findet kein Zusammenballen der Masse statt. Hierauf wird unter beständigem Durcheinanderarbeiten der Mischung reines Wasser nach und nach zugesetzt, und zwar nur soviel, dass die Masse nicht in höherem Grade feucht wird als etwa frisch gegrabene Erde, bei welchem Feuchtigkeitszustande der Masse sich mit

den Händen nur schwer ein Ballen aus derselben fertigen lässt. Wir beobachten ein 3maliges sorgfältiges Durcheinanderarbeiten d. h. Mischen der trockenen Materialien und ein gleiches Verfahren beim Zusetzen des Wassers. Diese Mischung, die wir Betonmasse nennen, wird nun in die verschiedenartigsten Formen eingeschlagen oder gestampft und so lange bearbeitet, bis die Masse ganz dicht und beweglich wird und schliesslich noch eine geringe Wassermenge an der Oberfläche zeigt.

Bei Anfertigung von Bauverzierungen und solchen Gegenständen, die eine feine glatte Oberfläche erhalten sollen, wenden wir noch einen sogenannten Vorguss an, der aus einer Mischung von 1 Theil Zement und 1 bis 2 Th. feinem scharfen Sand besteht. Dieser Vorguss wird als flüssiger Brei in dünner Auftragung in die Formen eingegossen, worauf die trockene Betonmasse eingefüllt und fest eingedrückt oder geschlagen wird. Das überflüssige Wasser des dünnen Vorgusses wird alsdann von der mässig angefeuchteten trockenen Betonmasse aufgesaugt und es erhält dadurch ersterer die gleich dichte Beschaffenheit, wie der trocken eingeschlagene Beton.

Das beschriebene Verfahren ist nur bei Verwendung eines ganz langsam bindenden Portland-Zements ausführbar und es müssen alle auf diese Art gefertigten Gegenstände 24 bis 48 Stunden in den Formen bleiben, ehe sie ohne Schaden zu erleiden, herausgenommen werden können.

Nach Vollendung der Stücke müssen dieselben in den ersten 6 bis 8 Wochen in einem vor Sonne und Wind geschützten Raume gelagert und während dieser Zeit täglich angetzt werden. Der gefährlichste Feind von frischen Zementarbeiten ist ein trockener scharfer Wind, vor welchem dieselben daher möglichst lange zu schützen sind. Dagegen äussert Frost auf 8 bis 14 Tage alte, gute Portlandzementwaaren keinen nachtheiligen Einfluss mehr; es werden im Gegentheil die im Winter gefertigten Stücke viel rascher hart und durchweg auch fester, als die im Sommer gefertigten. Das erklärt sich dadurch, dass den im Winter gefertigten Waaren das zur Erhärtung nöthige Wasser durch die Luft nicht entzogen wird und in Folge davon der Erhärtungsprozess ungestört vor sich geht. Im Sommer hergestellte Zementwaaren müssen, eben aus Rücksicht auf letzteren Umstand, hinreichende Zeit in geschlossenen Räumen unter beständigem Feuchthalten verbleiben, da dieselben nur so die zur gleichmässigen Erhärtung von Aussen und Innen nöthige Nahrung an Feuchtigkeit erhalten.

Nach allen bis jetzt gemachten Erfahrungen bietet eine genaue Beobachtung des hier beschriebenen Verfahrens die einzige, aber auch sichere Garantie, Zementwaaren aller Art herzustellen, welche den Unbilden der Witterung widerstehen, äusserst solide und von bedeutender Härte und Festigkeit sind.

Im Widerspruch mit dieser bewährten Herstellungsart von Portland-Zementwaaren wird in den meisten Fällen ein Verfahren beobachtet, das allen nothwendigen Vorsichtsmaassregeln schnurstracks zuwiderläuft.

So wird in fast ganz Deutschland zur Anfertigung von Bauornamenten und dergl., mit ganz wenigen Ausnahmen stets ein möglichst rasch bindender Zement verlangt und verwendet. Dieser an sich zu solchen Zwecken schon untaugliche Zement wird dann meist ohne Beimischung von Sand u. s. w. und ferner mit Zusatz einer Menge überschüssigen Wassers verarbeitet, flüssig in Formen gegossen und ähnlich wie Gips behandelt. In vielen Fällen werden dann noch die fertigen Zementstücke schon nach wenigen Tagen im Freien versetzt. Hierdurch wird den 4 Hauptbedingungen, welche allein die Sicherheit für die Solidität und Haltbarkeit von Zementwaaren verbürgen, nämlich:

- 1) Verwendung von langsam bindendem Zement,
- 2) Verarbeitung von reinem Sand, Kies oder geschlagenen Steinen als Zusatz,
- 3) Richtige Bestimmung der zugesetzten Wassermenge,
- 4) Schutz der frisch angefertigten Stücke gegen die Witterungseinflüsse,

direkt entgegengearbeitet.

Viele Bildhauer und Stukkateure behaupten, dass man Ornamente u. s. w. nur mit rasch bindendem Zement herstellen könne und dass durch Beimischung von Sand die Stücke nicht sauber und scharf ausfielen. Diese Behauptungen werden widerlegt durch unsere Fabrikationsweise, in der wir jährlich ca. 2800 000 * und darüber nur ganz langsam bindenden Portland-Zement und nur unter Beimischung von Sand und Kies zur Verarbeitung bringen. Ausser Bauverzierungen werden von einigen Fabrikanten noch Röhren, Tröge und dergleichen Gegenstände aus Zement auf verschiedene Art hergestellt, z. B. mit Anwendung von Ziegelsteinen, Eingiessen von flüssigem Mörtel in geschlossene Formen u. s. w.; doch haben die so gefertigten Gegenstände in den meisten Fällen sich nicht bewährt.

Daher erklärt sich die besonders in Norddeutschland vorliegende Thatsache, dass Architekten und Bautechniker ein fast unüberwindliches Misstrauen gegen alle Zementwaaren besitzen. Um dieses zu beseitigen, müssten besonders die Zementfabrikanten sich die Aufgabe stellen, die Beschaffenheit eines guten Portland-Zements festzustellen und anzugeben,

woran man denselben sicher erkennt, und welches die genauen Bedingungen einer guten Verarbeitung sind. Gleichzeitig aber sollte in der Praxis des Bauwesens mehr als bisher darauf hingewirkt werden, dass zu wichtigeren Anlagen nur ein wirklich gutes Material aus einer bewährten Fabrik verwendet werde. Dass gute und zuverlässige Zementwaaren hergestellt werden können, beweisen die guten Resultate, welche bei der bereits 9 jährigen Verwendung unserer Fabrikate gemacht worden sind. Es befinden sich hierunter Zementröhren bei Anlagen von Wasserleitungen ohne Hochdruck, bei Kanalisierungen von Städten, Wege- und Bahn-Durchlässe, Bahnhof-Entwässerungen, Bauornamente theils zur Verzierung von Facaden, Werksteine und tragende Körper, wie Säulen, Pilaster, Karyatiden u. s. w.

In Betreff des Einflusses, den das Klima auf Gegenstände aus Zement ausübt, bemerke ich noch, dass je nach dessen Beschaffenheit frische Zementwaaren mehr oder weniger der Gefahr des Reissens ausgesetzt sind.

So habe ich die Beobachtung gemacht, dass die von der 13 Jahre alten bedeutenden Zementwaarenfabrik in Delft (westliches Holland) mit dem nämlichen Material, welches wir verarbeiten, und auf gleiche Weise wie unsere Fabrikate hergestellten Betonsteine dort (in Holland) der Luft viel früher ausgesetzt werden können, unbeschadet der Güte derselben, als die in unserer Gegend zur Verwendung kommenden Sachen gleicher Art; dass ferner auch die an den Seeplätzen, z. B. in Hamburg, so vielfach nach unrichtiger Art gefertigten und zu früh verwendeten Bauverzierungen sich dennoch vergleichsweise viel besser halten, als wenn diese Gegenstände im Binnenlande zur Verwendung kommen, woraus ich schliesse, dass die feuchte Seeluft auf Zementwaaren und Zementarbeiten sehr günstig einwirken muss.

Hoffentlich wird die grosse Bewegung, die gegenwärtig in der Zementfrage herrscht, bald zu guten Erfolgen führen, indem dieselbe zur Aufklärung und zum Bekanntwerden der Eigenschaften von guten und schlechten Zementen und Zementwaaren drängt und dadurch dieses unübertreffliche Baumaterial in immer weiteren Kreisen bekannt und gewürdigt wird.

Biebrich a. Rhein.

Eugen Dyckerhoff.

Die Konkurrenz zum Rathhause in Essen.

(Schluss.)

Was den Stil der Entwürfe anlangt, so war — wie es sich auch voraussetzen liess — die Gothik in ihren vielfachen Richtungen dabei in erster Linie vorherrschend, und zwar von der gewissenhaften Befolgung bekannter Stilvorbilder an bis zu den Versuchen, ihr ein eigenartiges und modernes Gepräge zu verleihen. Daneben war durch einige sehr tüchtige Projekte auch die deutsche Renaissance vertreten, welche augenblicklich auf dem Gebiete der treuen Nachahmung bestimmter historischer Vorbilder, der Gothik sogar in den Reihen der Gothiker selbst, entschieden Konkurrenz macht. Von einer mehr selbstständigen Behandlung, von einer freieren Auffassung ist in diesen Anwendungen freilich noch nicht viel zu bemerken, und zuweilen gewinnt es fast den Anschein, als ob der Name „deutsche Renaissance“ nur das Schlagwort abgeben soll, mit welchen Konvertiten verschiedener Art sich die Rückkehr zum bequemen Zopfe sichern wollen. Mit einer einzigen Ausnahme war auf anderen Stilgebieten nichts Bemerkenswerthes hervorgebracht; auch einige Versuche klassisch berlinerischen Gepräges konnten durchaus nicht zur Geltung gelangen.

Unter den Arbeiten gothischen Stiles tritt uns in der Arbeit „Glückauf“ ein Repräsentant der früheren rheinischen Gothik entgegen, wie die am Kölner Dom gross gewordene Schule sie lange kultivirt hat. Die Facadenmitten und Risalite sind mit reichen Ziergiebeln gekrönt, an der Ecke steht ein Thurm mit vier offenen Eckerkern nach dem Vorbilde der bekannten Brückenthore von Prag. Giebel und Wandflächen sind durch Fialen und Maasswerk in flachem Relief gegliedert, eine Architektur, die — namentlich wenn sie, wie hier, geschickt dargestellt ist — in der Zeichnung meist besser und reicher wirkt als in der Ausführung. Der Haupteingang liegt in der Burgstrasse, über demselben der Sitzungssaal, während nach Innen ein einziger ansehnlicher Hof angeordnet ist.

Derber und einfacher, aber auch nicht ohne eine gewisse Schwerfälligkeit behandelt der Entwurf mit einem Fragezeichen den Stil. Der in den unteren Geschossen glatte Eckthurm von kurzen Verhältnissen trägt vier runde geschlossene Eckerker, die Facaden sind ziemlich schlicht gehalten, werden aber in allzu bedeutendem Maasse durch die steilen Walmdächer dominiert. Zwei verschiedene Eingänge mit Vorhallen, für die Geschäftslokale und den oberhalb belegenen Sitzungssaal, sind in der Burgstrasse angeordnet; beide führen auf eine Art Doppel-treppe, die einigermassen künstlich in den unteren Geschossen geschieden ist, sich in dem oberen dagegen zu einer Anlage vereinigt. Auch die weiteren Plandispositionen ermangeln der Klarheit und des ausreichenden Lichtes.

Etwa in der Mitte zwischen beiden Entwürfen hält sich die Arbeit mit dem Motto: Bürgersinn. Sie hat mit dem ersten Entwürfe den einzelnen grossen Hof und den in der Burgstrasse befindlichen Haupteingang gemeinsam; dagegen liegt hier der Saal, allerdings etwas entfernt vom Eingang, in der Seite gegen den Markt, wo er sich im Aeusseren zwischen zwei einfachen

geschlossenen Risaliten in einer reich gestalteten Fensterpartie kennzeichnet. Eine kleine Arkadenhalle darunter dient der Wache, ein mehrfach mit Glück an dieser Stelle verwendetes Motiv. Der Grundriss ist im Uebrigen klar, mit Ausnahme einiger nicht im Sinne des Programms disponirten Räumlichkeiten. In der Architektur nähert sich die Arbeit dem zweiten vorher genannten Entwürfe. Sie zeigt ähnlich schwere und für die Bestimmung des Baues doch fast zu massive Verhältnisse, ist aber im Detail weit frischer und ursprünglicher behandelt. Einen Thurm hat der Verfasser nicht angebracht, nur einen Dachreiter auf dem vorderen Risalite, wie er sich denn auch sonst in Allem einer gewissen, der Aufgabe angemessenen Mässigung bestrebt hat. Die Darstellung der Zeichnungen war vortrefflich, namentlich war die grosse farbige Perspektive eines der besten Blätter dieser Art auf der Ausstellung.

Die historische Gothik verwendet auch der Entwurf mit dem Motto „Frei und treu“, aber die gewählten Formen sind im Detail kräftiger und weniger schematisch, als in jenem ersten Entwurfe der Kölner Schule, die Massen und ihre Verhältnisse ansprechend feiner gegliedert als in den beiden anderen. Auch hier fehlt der Thurm, und mit dieser Weglassung des sonst als unumgänglich erforderlich gehaltenen Dekorationsmotives charakterisirt der Verfasser gleichfalls die auch in seiner Arbeit vorherrschende angemessene Mässigung. Der Hauptzugang liegt an der Marktseite, in der Mitte darüber befindet sich der Saal, die dahinter liegende Haupttreppe ist angemessen gross und stattlich, auch der Grundriss im Allgemeinen gut gelöst, was der Verfasser allerdings wesentlich durch eine Bebauung bis dicht an die Nachbargrenzen hinan erreicht hat. Hätte mancher andere Bearbeiter sich in dieser Hinsicht ebenso wenig Zwang auferlegt, so würden seine Grundrissdispositionen sich vielleicht ebenfalls günstiger gestalten haben. Die Arbeit ist bekanntlich von der Jury mit dem ersten Preise gekrönt und als ihr Verfasser Hr. Hehl aus Hannover ermittelt worden. Nach dem ersten, allerdings nicht maassgebenden Eindruck, welchen sie auf den Beschauer der Ausstellung hervorbrachte, hätte man ihr diesen Erfolg vielleicht nicht prognostiziert.

Bei allen vorgenannten Arbeiten ist der Haustein als wesentliches Baumaterial vorausgesetzt und in der Architektur zum Ausdruck gebracht. Ein Entwurf mit dem Motto: Lügen thu' ich nicht, die Wahrheit sehe' ich nicht, tritt demgegenüber in den Formen hannoverschen Backsteinbaues auf. Es lässt sich nicht bestreiten, dass der Verfasser dieselben mit Freiheit und Geschick behandelt hat, ohne zu den der Schule sonst häufig eigenen, gewaltsamen Naivetäten zu greifen, er hat mit diesen hannoverschen Arbeiten höchstens ein gewisses Zuviel derselben Motive an Auskragungen und Blendnischen gemeinsam; ob indessen ein solcher Backsteinbau in einem so hervorragend mit Haustein geeigneten Lande berechtigt ist, steht doch sehr in Frage. Der Grundriss ist in seiner allgemeinen Disposition jenem des Entwurfes „Bürgersinn“ fast gleich. Eine

andere Arbeit, P. V. G. bezeichnet, reproduziert direkt die bekannte hannoversche Wohnhaus-Architektur mit steilen Giebeln und einem dünnen Thurm.

Es folgen nun einige Arbeiten, in denen das Bestreben sichtlich hervortritt, die historische mittelalterliche Form ihres bestimmten Zeitcharakters zu entkleiden, sie mit modernen Elementen zu durchsetzen und so gewissermassen eine Art gothische Renaissance zu schaffen. Alle derartigen Versuche, wenn sie mit einigem künstlerischen Geschick angefasst werden, bieten viel des Interessanten, und es kann dies auch von den drei folgenden Arbeiten gesagt werden.

Der Entwurf mit dem Motto: „Zeitgeist“ besitzt zunächst eine ganz eigenthümliche Plandisposition; der Saal mit der Haupttreppe liegt an der Marktseite, der gesammte übrige Verkehr wird aber zunächst in einen ansehnlichen mittleren Hof geleitet, in dessen vier Ecken alsdann vier Vestibüle mit Treppen zu den verschiedenen Abtheilungen im Gebäude führen. Die Gefängnisse sind in einem halbrunden, festungsartigen Thurm untergebracht, der einen einspringenden Winkel der unregelmässigen Hintergrenze ausfüllt, ein mehrfach angewendetes Auskunftsmittel. Die reiche Architektur, die sich namentlich an die französische Frühgothik anlehnt und gleich dieser eine Menge interessanter Detailbildungen aufweist, leidet nur unter den schweren Gesamtverhältnissen der Massen, was namentlich von dem diagonal auf die Ecke gestellten kurzen Thurm mit hohem Walmdach gilt. Leider ist die Arbeit nur sehr flüchtig dargestellt.

Ganz entgegengesetzt geht der Verfasser der Arbeit mit dem Motto „Glück auf“ bei allen Verhältnissen ins ungewöhnlich Schlanke und Spitze. In der Fasadennitte der Front gegen den Marktplatz liegt wiederum der Saal, eine reiche Architektur schlanker Fenster und Arkadenbögen, von zwei Treppenthürmchen mit hohen Spitzen begleitet. Dagegen kontrastiren allerdings die mit etwas viel Absichtlichkeit ganz glatt gelassenen Flächen der Seitenrisalite allzu lebhaft. In der Frontmitte der Burgstrasse, über dem Eingange, erhebt sich an ziemlich ungeeigneter Stelle der Thurm, welcher wiederum mit hoher schlanker Spitze endigt. Die Architekturformen erinnern fast an die Gothik Italiens, und doch lässt sich nicht bestreiten, dass dem Ganzen nicht nur ein charakteristisch nordischer, sondern auch ein moderner Charakter beiwohnt. So ist auch die Innenarchitektur des Saales mit einer nach der Linie eines Dreipasses gebildeten Holzdecke bemerkenswerth. Die Plandisposition anlangend, so verfiel der Verfasser auf den Ausweg, seinen Bau als geschlossene, rechteckige Masse auch an den Rückseiten mit Strassen oder Umfahrungen zu umgeben und die entstehenden Winkel an den Nachbargrenzen, so gut es ging mit Nebenanlagen, wie mit den Gefängnissen und dergl. zu füllen. Ganz ohne Ueberschreitung der gegebenen Baugrenzen liess sich dies nicht durchführen und im Hauptgebäude ist der Raum dann für viele Anlagen zu knapp geworden, z. B. zu der im Thurm belegenen Haupttreppe. Auch diese Arbeit zeichnet sich durch vortrefflich dargestellte Perspektiven aus.

Der Entwurf „Industrie“ besitzt offenbar einen der besten und den lokalen Forderungen am passendsten angeschlossenen Grundriss. Der Haupteingang befindet sich auf der Ecke in dem Untergeschoss des hier angeordneten Thurmes; rechts davon in der Front gegen den Marktplatz liegt der Saal, dahinter, ebenfalls rechts von der Eingangsaxe, die zweiarmlige Haupttreppe; die übrigen Lokale sind um einen mittleren Hof mit gut beleuchteten Korridoren und Zugängen dem Programm gemäss disponirt. So anerkennenswerth diese vorzügliche Berücksichtigung der praktischen Bedingungen aber auch sein mag, — sie hat den Verfassern der Arbeit, den Herren Flüge & Zindel zu Essen, mit Recht einen zweiten Preis eingebracht — so bleibt doch zu bedauern, dass die künstlerischen Anforderungen im Entwurfe nicht eine entsprechende Lösung gefunden haben. Es drückt sich dies schon im Plane aus, wo z. B. das wichtige Moment des Einganges und der Haupttreppe wesentlich im Wohnhauscharakter gelöst ist; mehr noch in den Fäden, deren äusserst einfache, jedes überflüssigen Schmuckes entkleidete Gothik für ein Bauwerk dieser Bestimmung doch fast zu wenig bedeutsam erscheint. Dies lässt sich namentlich von der Gestaltung des Thurmes sagen, welcher im unteren Theile einfach glatt gehalten ist und nur eine von schweren Pfeilern gebildete Loge mit einem Walmdach darüber als Bekrönung trägt.

Es bleibt nun ein Rest von Arbeiten gothischen Stiles, denen man zwar nicht eben jede Bedeutung absprechen kann, die aber dennoch dadurch, dass ihre Verfasser entweder ihre künstlerische Kraft an eine unfruchtbare Idee verschwendeten, oder an sich brauchbare Ideen mit ungenügenden Kräften bearbeiteten, hier nur in Summa zu erwähnen sind. Der ersterwähnte Mangel haftet z. B. dem Projekt „Kaiserkrone“ an. Zwei schwere Rundthürme an der Marktplatzecke und an der Baugrenze in der Burgstrasse bilden die Eingänge zu zwei diagonal gelegten Treppenanlagen, die sich in der Mitte des Gebäudes vereinigen und zwischen sich drei kleine Höfe belassen. Abgesehen von der Unmöglichkeit eines solchen Einganges in der Burgstrasse und von der zwecklosen Verschwendung im Inneren des verhältnissmässig kleinen Gebäudes, ist die Idee nicht einmal neu. Dergleichen hat Fr. Schmidt im Projekte für das Wiener Herrenhaus denn doch schon besser und vor Allem an passenderer Stelle angeordnet.

Nach der zweiten Richtung hin fehlen Projekte, wie z. B. jenes mit dem Motto: Essen. Der Entwurf ohne Thurm zeigt

den Saal ganz auf der Ecke gegen den Markt liegend, darunter den Eingang, ein gewiss beachtenswerthes und sonst nicht weiter angewendetes Motiv. Zwei Arbeiten „Glück auf“ und „Essen“ versuchen von der Marktplatzecke aus eine Lösung der Eingänge und Treppen nach der Diagonale; gleichfalls eine sehr brauchbare Idee, die aber leider hier, wie in den Projekten, bei welchen sie sonst noch vorkommt, aus Mangel an künstlerischer Befähigung der Bearbeiter zu keinem Erfolge geführt hat.

Es sind nunmehr die Arbeiten im Renaissancestil zu besprechen, darunter in erster Linie diejenigen, welche wie oben erwähnt, die deutsche Renaissance anwenden. Drei Arbeiten von fast gleicher künstlerischer Bedeutung hatten diese Kunstweise in gleicher Treue und mit demselben Verständniss für ihre malerische Wirkung verwendet.

Die erste dieser Arbeiten, Motto „Holbein“ aus Berlin, gipfelt in einer anziehenden Front gegen den Marktplatz. Ein Thurm mit leichter oberer Loge und geschweiftem Helmdach, kombiniert mit einem kleineren Treppenthürmchen, liegt auf der Ecke, doch etwas zurücktretend gegen den vorgeschobenen Saalbau, dessen unteres Geschoss mit einer geräumigen, dreibogigen, im Inneren mit einem einzigen Tonnengewölbe überdeckten Halle geöffnet ist, und welcher durch einen reichen Ziergiebel mit Wappen- und Figureschmuck bekrönt wird. Leider entspricht das Innere diesem anziehendem Aussenbilde nicht ganz, wie denn mit Ausnahme jener Fassade auch die Ausführung eine ziemlich flüchtige ist. Aus jener Halle ersteigt man das sehr hohe Souterrain auf einem einzigen steilen Treppenlauf. Ein mittlerer Hof, mit Arkadenreihen umgeben, ist nicht allzugeräumig und der statliche Saalbau passt in keiner Weise zu dem dahinter liegenden Räume; er erweist sich vielmehr im Wesentlichen als eine Dekoration.

Die beiden andern Arbeiten: „Consilio“ und „Schwarzer Adler“, beide aus Wien stammend, theilen mit der vorerwähnten Vorzüge und Nachtheile. Wenn in der Arbeit „Holbein“ die deutsche Renaissance in mancher Beziehung im Sinne edlerer italienischer Renaissance gemildert erscheint — wie dies bei einer Neuanwendung dieses Stils auch jedenfalls Bedingung sein müsste, so verschmähen die anderen Arbeiten die historische Stiltreue auch in dem Falle nicht, wo der Stil zu Unschönem und Barockem geführt hat, wie in den Pilasterbildungen und freien Endigungen. Trotzdem ist nicht zu verkennen, dass der Entwurf „Consilio“ ein grosses Geschick in der Anordnung und in den Verhältnissen der im Sinne des Heidelberger Schlosses gehaltenen, reichen Architektur zeigt und in dieser Beziehung zu den bemerkenswerthesten auf der Ausstellung gehörte. Auch hier ist der hauptsächlichste Ausdruck des Aeusseren in die Marktfront gelegt. Der Thurm mit grossem, umrahmten Zifferblatt und oberer Loge nimmt wiederum die Ecke ein; dann folgt ein Zwischenbau mit dem Eingang und nun erst der Saalbau mit reichen Fenstern und hohem Ziergiebel. Bei dieser Anordnung würde der letztere, wie in der Einleitung nachgewiesen durch seine Lage in der engen Strasse für die Wirkung an Ort und Stelle allerdings verloren gehen. Sehr sorgfältig durchgeführt und der Fassade entsprechend sind die Durchschnitte und es ist an die Innenräume der ganze Reichthum jener Zeit an Holzdecken, Pannellen und Bildwerk verschwendet. Der Grundriss, im Charakter des Wiener Wohnhausbaues mit einer Menge kleiner Lichthöfe gelöst, entspricht den Anforderungen eines öffentlichen Gebäudes demzufolge nicht. — Die Arbeit „Schwarzer Adler“ ist in der Stilaffassung, wie in der Behandlung der vorhergehenden fast identisch, beide erscheinen als Arbeiten, wenn nicht aus derselben Hand, so doch aus dem Geiste desselben Ateliers hervorgegangen. Hauptmotive sind auch hier: Thurm und Saalgiebel, doch liegt der Saal näher an der Ecke und enthält im Erdgeschoss den, allerdings nicht sehr günstig disponirten Eingang. Die Arbeit brillirt durch eine glänzend gemalte Perspektive. (Wie wir erfahren, ist dieselbe von Hrn. Arch. Franz Neumann in Wien verfasst. D. Red.)

Weiterhin ist noch als bemerkenswerth zu nennen die Arbeit mit dem Motto „Stadtwaite“. Der Verfasser hat allerdings den Maassstab seiner Anlage für das, doch immer nur zu den Gebäuden zweiten Ranges zählende Essener Rathhaus weitaus zu gross gegriffen, indem er einen mächtigen Bau mit vier thurmartig erhobenen Eckrisaliten und einem höheren Mittelthurm über dem Eingange anordnete und sie in schweren, an die Behandlung der Wiener Palazzofaçaden anklingenden Renaissanceformen behandelte. Dabei liegt die Hauptfront gegen die enge Burgstrasse und das Innere wird dem Aeusseren entsprechend hauptsächlich durch ein kolossales Treppenhaus mit mehrarmiger Doppeltreppe eingenommen. Trotzdem bleibt die Bedeutsamkeit dieser Konzeption und ihre künstlerische Durchführung anzuerkennen.

Auch die Arbeit mit dem Motto: „Was gelten soll muss leben und muss wirken“, ein geschlossener Bau, mit dem Saal gegen den Platz, dem Eingang in der Burgstrasse, ist hier seiner an das Italienische sich anlehnenden Renaissance-Architektur halber noch zu nennen; unter dem Reste der Entwürfe befindet sich dagegen des Bemerkenswerthen nicht mehr Viel. Die Arbeit mit dem Motto: „Vergrösserung des Marktplatzes“ verschiebt die ganze Aufgabe und ordnet, um die Ecke des Bauterrains dem Platze noch hinzufügen zu können, das Gebäude nach zwei rechtwinklig sich kreuzenden Flügeln, in deren einspringender Ecke der Eingang liegt. Die Nothwendigkeit dieser Vergrösserung, um welcher willen auch noch die Nach-

bargrundstücke in Anspruch genommen sind, leuchtet nicht ein und das Projekt, in einer Art schwerer, halb französischer, halb deutscher Renaissance, mit hohen gekrümmten Walm-dächern auf den Eck- und Mittel-Risaliten, ist noch weniger im Stande dafür günstig zu stimmen. Einer ähnlichen Architektur begegnet man in dem Projekte „Kohle und Eisen.“ Hauptfront und Eingang sind hier wiederum einmal in die Burgstrasse verlegt. Die Arbeit „Glückauf nach Essen“ versucht es mit einer Renaissance-Architektur, die an den Reichtum und die Zierlichkeit des Schweriner Schlosses anklängt, hier aber in ihrer Häufung kleiner Motive ermüdet.

Das Projekt „Concordia“ bringt einen gänzlich ungelösten Grundriss mit 3 grossen Treppenanlagen und einem an der Hinterfront ausgebauten Saal; das Hauptmotiv der Fassade besteht in einer grossen mittleren Bogenische. In der Arbeit „Fortuna“ tritt der Florentiner Palazzo vecchio auf; diesmal aber befindet sich der schlanke Glockenthurm auf der Ecke

des Gebäudes. Der Entwurf „Pallas“ möchte dem Stilcharakter entsprechen, wie er im Preussischen Handelsministerium für Kreisgerichtsgebäude üblich ist, und eine Arbeit „Rath und That“, der ganzen Signatur nach aus Dresden, reproduziert sogar mit vieler Sorgfalt in der Darstellung einen Zopf, wie ihn die Maurermeister des 18. Jahrhunderts zu leisten pflegten. Um aus den Kuriosa, wie sie keiner Konkurrenz fehlen, auch hier noch etwas anzuführen, so fehlt zunächst jener stets wiederkehrende fleissige Techniker nicht, der auf das Entwerfen und Veranschlagen der Heizungs-, Ent- und Bewässerungs-Anlagen den hauptsächlichsten Werth legt. Den Preis nach dieser Richtung verdient aber ein anderes mit dem Motto „Kohle, Eisen, Stahl“ bezeichnetes Projekt, welches als Eckthurm einen Schornstein und auf demselben eine Kanone zeigt, eine Idee, die wohl in der Phantasie eines Krupp'schen Gusstahltechnikers gereift ist.

Mittheilungen aus Vereinen.

Architekten- und Ingenieur-Verein für Niederrhein und Westfalen. 2. Vereins-Versammlung am 6. März 1875.

Hr. Funk eröffnet die Sitzung mit der Anmeldung zur Aufnahme von 16 neuen Mitgliedern und es erfolgt darauf die Aufnahme der in der vorigen Versammlung angemeldeten 44 Kandidaten mit Einstimmigkeit.

Hr. Ing. Siegr. Stein aus Bonn hält einen Vortrag über römische Baureste am Rhein, dabei benutzten Mörtel und hierzu verwendetes Rohmaterial. Redner wurde durch diese Untersuchung des Mörtels an dem römischen Wasserleitungskanal, der aus dem Urft-Thale oberhalb Call nach Cöln führte, zur weiteren Forschung über den Gegenstand angeregt. Die Mörtel-Analyse wies auf einen dolomitischen Kalkstein hin, der einen hohen Gehalt von löslicher Kiesel- und Thonerde haben musste und an den sog. Trierschen Kalk erinnerte. Emsige Untersuchungen der von Commern nach Thum sich erstreckenden Triasformation führten zu keinem Fundorte brennfähigen Kalkes, bis das Mikroskop ergab, dass der Wandputz der Wasserleitung aus Mörtel von dolomitischem Kalk mit fein gepulvertem Ziegelmehl und staubfein pulverisirtem Feuerstein (der bekanntlich aus Kieselrde besteht, die in Alkalien löslich ist) — besteht, während in dem Mörtel des Kanalmauerwerks sich nur dolomitischer Kalk und kiesiger Sand zeigte. Nach wiederholten Nachforschungen und Vergleichen mit dem Vorkommen ähnlichen Kalkes an der Sauer und Mosel gelang es endlich, einen Fundort bei Züllich zu entdecken, aus dem ohne Zweifel der Kalkstein für die Mörtelbereitung des Wasserleitungskanals und anderer Bauten an der Römerstrasse bei Cöln herrührt. Redner legte eine Menge Proben mit entsprechenden Analysen von römischem Mörtel, aus Verputzen, Mosaiken etc. herrührend, vor.

Hr. Baainspektor Pflaume spricht darauf über das Strassburger Münster. Der Redner, der bekanntlich im Kriege 1870 als Führer einer Pionier-Kompagnie rühmlichen Antheil an der Wiedergewinnung Strassburgs nahm und der nach der deutscherseits geschehenen Besitzergreifung der Stadt den Auftrag erhielt, die Kosten der in Folge des Bombardements entstandenen, sehr beträchtlichen Beschädigungen zu veranschlagen und mit seiner Kompagnie, unter Zuhilfenahme von Zivilarbeitern, ein Nothdach über die dem Regen preisgegebene Kathedrale zu errichten, wurde auch in das zur Wiederherstellung des Münsters und zum Weiterbau desselben gebildete Comité kommandirt. So war es ihm vergönnt, den interessanten Verhandlungen beizuwohnen, die zwischen diesem Comité und den Repräsentanten des „Frauen Werkes“ unter der deutscherseits nicht glücklich gewählten Zuziehung der Geistlichkeit stattfanden. Diese Verhandlungen führten zu keinem Resultat. Die Strassburger, noch viel zu sehr unter dem Eindrucke der überstandenen Belagerungs-Drangsale und als Franzosen sich fühlend, wiesen die dargebotene Hand kalt zurück und der projektierte Weiterbau wurde daher vorläufig vertagt.

Hr. Pflaume bespricht zunächst das Projekt, betreffend den Ausbau des zweiten Thurmes. Derselbe in Wiederholung des ersten aufgeführt, würde ein schreiendes Missverhältniss zwischen Thurmbau und Schiff zur Folge haben. Ebenso wenig wäre das Aufsetzen einer kleineren Spitze im Anschlusse an den wahrscheinlichen Plan Erwin's nach Beseitigung des eingeschobenen Geschosses zu empfehlen. Es bliebe also nur die Abtragung des bestehenden Thurmes und eine gleiche Ausbildung beider Thürme übrig; ein Plan, der vom Standpunkte des Elsässer Lokalpatriotismus als Ungeheuerlichkeit erscheinen würde. Um über die Frage der Thurmerstellung die Ansicht der Kölner Kollegen wach zu rufen, lässt Redner nach Modellen gefertigte Photographien zirkuliren und gibt zur Erläuterung eine ausführliche Uebersicht der Baugeschichte des Münsters. Sodann bespricht der Redner, unter Vorlage der (durch mehrfache Erörterungen in diesem Blatte ausreichend bekannten) vom Frauenwerkstift herausgegebenen Broschüre, die Projekte zur Herstellung eines neuen Vierungs-Abschlusses und fordert in warmen Worten zur Diskussion über dieselben auf.

Der vorgerückten Zeit wegen wird die Besprechung auf den nächsten Vereins-Abend vertagt und eine Kommission zur vorherigen Bearbeitung der Angelegenheit gewählt.

3. Vereins-Versammlung am 3. April; Vorsitzender Herr Funk. Es erfolgt die Anmeldung zur Aufnahme zweier Fachgenossen; die in voriger Versammlung angemeldeten 16 Kandidaten werden daraufeinstimmig aufgenommen. Herr Hermann Baumotte aus Oberkassel erklärt die von ihm erfundene und im Versammlungslokale aufgestellte sinnreiche Staffelei, die das Zeichnen im Stehen ermöglicht. Namens der in voriger Sitzung gewählten Kommission ergreift hierauf Hr. Wiethe etwa in folgender Weise das Wort:

Die künstlerische Arbeit der Restauration eines Kunstwerks nach heutigem Sinne ist wesentlich verschieden von derjenigen früherer Zeiten. Letztere verfahren bei ihren Wiederherstellungen stets im Geschmacke ihrer Zeit und es ging eine solche Wiederherstellung meistens mit dem Vandalismus — nach heutigen Begriffen — Hand in Hand; nur ganz besondere Verhältnisse vermochten oft werthvolle Werke von der reparirenden Hand des Zerstörers oder vielmehr der zerstörenden Hand des Reparirers zu schützen. Die Aufgabe des Wiederherstellers unserer Zeit ist eine andere. Er soll Achtung vor jeder Zeit haben; er soll gleichzeitig im Geiste verschiedener Jahrhunderte schaffen; er soll den Bau abliefern als ein Buch, aus dem jeder Kunstverständige mit Leichtigkeit die ganze Baugeschichte ablesen kann; aber er soll auch nicht wider das allgemeine Schönheitsgefühl verstossen, vielmehr etwas hinstellen, an dem sich auch derjenige erfreuen kann, bei dem das Interesse für die Kunstgeschichte erst in zweiter Linie steht. Bei Lösung seiner Aufgabe ist der Künstler daher meist zwischen zwei Stühle gesetzt, und wehe ihm, wenn er sich am Ende einbildet, er könne es bei grosser Vorsicht und Fleiss allen Leuten Recht machen, wenn er deshalb den Rath zu Vielen einholt.

Ich will damit in keiner Weise das Lob schmälern, welches den Hüttern und Pflegern des Strassburger Münsters deshalb mit Recht gezollt worden ist, weil sie mit ihrer Frage wegen des neuen Abschlusses der Vierung vor ein grösseres Publikum getreten sind; ich will damit betonen, dass wir unsere Vorschläge nur auf besonderen Wunsch und mit möglichster Bescheidenheit geltend machen und nicht beabsichtigen, den Ideengang eines bewährten Künstlers irgendwie schädlich zu durchkreuzen. Wir stehen eben dem Baue zu fern, um in Spezialfragen wesentlich nützen zu können, und können uns demgemäss nur auf Hauptfragen beschränken.

Nach genauer Prüfung und Erörterung der Gesichtspunkte, mit welchen in der Strassburger Broschüre das von dem Münsterarchitekten aufgestellte letzte Projekt gerechtfertigt wird, hat sich die Kommission zunächst folgende Fragen vorgelegt:

1. Ist es möglich die alte Chorparthie vollständig in dem Zustande herzustellen, wie sie zur Zeit des Zentralthurmes war? — Nein.

2. Sind die vom alten Thurm erhaltenen Reste von solcher künstlerischer und historischer Bedeutung und so zahlreich, dass es sich lohnt, den Thurm unabhängig, als Bautheil für sich zu rekonstruiren? — Nein.

3. Würde der alte Zentralthurm sich vielleicht mit geringer Veränderung dem Haupttheil des Baues, dem grossen gothischen Schiffe anschliessen lassen? — Nein.

4. Ist es möglich die Chorparthie überhaupt so umzugestalten, dass das Kunsthistorische daran gerettet wird und sie doch als ein abgerundetes Ganze sich präsentiren kann? — Nein.

5. Ist der Thurm überhaupt als Zentralthurm, als Mittelpunkt der ganzen Konstruktion, wie die Broschüre sagt „bei einem Blick auf den Grundriss“ noch zu betrachten? — Nein.

Die einzelnen Mitglieder der Kommission (neben dem Redner noch die Hrn. Mohr, Lange und Schmitz) haben jeder, ohne weiter mit einander zu konferiren, eine flüchtige Skizze angefertigt, durch welche einer anderen Lösung näher getreten werden sollte. Wie aus den Blättern ersichtlich ist, sind dieselben sämtlich in der Hauptsache einig; kein Einziger neigt zu einer Lösung, wie die des Herrn Dombaumeister von Strassburg ist, hin; alle bewahren die alte Arkatur, die westlichen Eckthürme, die alte Höhe der Kreuz- und Chordächer, und setzen den Stil des Uebergangs oder des 14. Jahrhunderts bis zum Anfang der Abside fort.

Wenn auch, wie vorausszusehen ist, schwerlich je an eine

Fortsetzung des gothischen Schiffes, an den Bau eines demselben entsprechenden schönen, geräumigen und hellen Chores gedacht werden wird, so liegt es doch nahe, den dominirenden Haupttheil dieser Parthie wenigstens im Aeusseren zu einem würdigen und bestimmt ausgeprägten Abschluss zu bringen, der mit dem Stil des grossen westlichen Baues harmonirt. Zunächst liegt selbstverständlich der Gedanke nahe, die Lösung, welche das Mittelalter im 14. Jahrhunderte bereits gefunden hatte, oder doch eine ähnliche Lösung zu versuchen. Hinsichtlich der Letzteren gehen die Ansichten der Kommissionsmitglieder allerdings auseinander, indem Herr Lange zur Konstruktion eines hohen Thurmes übergeht, und um die Chorpharthie nicht zu sehr versinken zu lassen, dieselbe ein Stück mit in die Höhe zieht, Herr Schmitz die Giebel seines kuppelartig abgeschlossenen Thurmes über der Dachfirst des Mittelschiffes beginnen lässt, ähnlich Herr Mohr, während ich selbst die Konstruktion des Mittelalters möglichst beibehalten habe, da ich den Bau als ein Restaurationswerk betrachtet wissen will, bei dem vor Allem das Vorhandene oder Gewesene in erste Linie treten muss.

Es ist ja ein ganz unbestreitbar richtiger Grundsatz, dass das Aeusseren des Baues uns das Innere erklären soll, dass man von Innen nach Aussen baut; indessen liegen die Verhältnisse hier so ausserordentlich, dass man denselben unmöglich mit einseitiger Strenge durchführen kann, sondern eine Vermittelung versuchen muss. In dieser Beziehung scheint die mittelalterliche Aufhöhung der Vierung, die sog. „Bischofsmütze“, ein ganz ausgezeichnetes Auskunftsmittel zu sein. Sie bringt den gothischen Bau zu einem bestimmten klaren Abschluss, und trägt von Osten, also mit der Chorpharthie zusammen gesehen, ganz den Charakter eines Thurmes über der Vierung, während sie die ganze Silhouette des Münsters vorthellhaft gestaltet. Sie ist weiter geeignet, bei Wieder-Aufführung durch Anwendung von Uebergangsmotiven in den Details den romanischen und gothischen Theil passend und sanft zu verbinden, von welcher Seite man den Bau auch betrachtet. Sie bleibt endlich in erträglichen Höhenverhältnissen zur niederen Chorpharthie.

Die Photographie der Lösung des 14. Jahrhunderts ist in der Broschüre augenscheinlich nicht mit der Liebe behandelt, wie die anderen Formen der Vierungskuppel; wahrscheinlich weil man diese Lösung am Wenigsten im Auge hatte. Während die übrigen Photographien nach wirklichen Aufnahmen unter entsprechender sorgfältiger Bearbeitung hergestellt wurden, hat man sich hier eines alten Bildes bedient, welches ziemlich schülerhaft gezeichnet ist; es macht diese Ansicht daher einen bei weitem ungünstigeren Eindruck, besonders für den Laien, und die unparteiische Beurtheilung wird bei Durchsicht der Broschüre hierdurch entschieden abgeschwächt. Es ist überhaupt schwer, sich ein richtiges Bild der Gesamtanlage zu machen, da die Photographien stets nur Theile des Baues zeigen und sich gar nicht mit dem Gesamtkontur des Baues beschäftigen, was viel besser durch Zugrundelegung des Merian'schen Bildes, welches die Deutsche Bauzeitung mittheilt, erreicht wäre.

Gerade diese Darstellung von Spezialansichten hat aber andererseits den Vortheil, uns besondere Uebelstände klar zu kennzeichnen. Vor Allem gilt dieses von der Choransicht des Klotz'schen Projektes. Wer vermuthet hinter dieser romanischen Architektur schliesslich noch die gothische Kathedrale von Strassburg, und wer wird nicht überrascht sein, beim Weiterstreiten diese romanische Herrlichkeit plötzlich wie mit dem Messer abgeschnitten zu sehen.

Was nun diese sog. Bischofsmütze des Näheren betrifft, so war dieselbe eigentlich Nichts, als die Fortführung des Mittelschiffdaches bis zum Giebel, an dem der romanische Chor liegt — hier war das Dach einfach nach Art eines achteckigen Chorschlusses abgewalmt; um aber für die Ostansicht den Eindruck des alten Thurmes zu bewahren, hatte man die Achteckseiten mit Giebeln besetzt, die aber nicht wie sonst auf der Höhe der Gallerie ihren Anfang hatten, sondern erst in der Höhe, in der das Mauerwerk von dem anlehenden Schiffdach frei gelassen wurde.

Aus der Fachliteratur.

Allgemeine Bauzeitung, gegr. v. Förster, red. v. Aug. Köstlin. Jahrgang 1874. Verlag v. R. von Waldheim in Wien.
A. Aus dem Gebiete des Hochbaus.

(Fortsetzung.)

6) Das Königliche Militärhospital zu Dresden von Architekt F. Heise. Mit 5 Bl. Zeichn. Das zur Aufnahme von 400 Kranken bestimmte Gebäude liegt am rechten Ufer der Elbe und ist mit der 91,75^m langen Front, an welcher die 6,5 bzw. 7^m tiefen Krankensäle und die Haupttreppe angeordnet sind, nach Südosten orientirt. Auf der entgegengesetzten Seite, an welcher sich der Eingang befindet, springen jenseits des 3,6^m breiten Hauptkorridors 3 breite Pavillons hervor, welche neben einzelnen Krankenzimmern die Zimmer der Aerzte und Wärter, die Theeküchen, die Räume für Geräthschaften und die Retiraden enthalten. Es sind 4 Stockwerke und eine vollständig für Lazarethzwecke ausgebaute Mansarde vorhanden, welche durch Glasthüren zur Seite des Treppenhauses in je zwei Abtheilungen zerlegt sind. Die Bäder

Die Giebel hatten dabei ziemlich dieselbe Neigung wie das Mittelschiffdach; die nach Westen hin frei bleibenden Dreiecke wurden durch zierliche Treppenthürme, welche auf den schweren Vierungs-Pfeilern emporstiegen, sehr geschickt maskirt.

Die Dächer der Kreuzflügel können bei Festhaltung einer solchen Lösung unbehindert an diesem Bautheil anschneiden, ebenso kann das gothische Chordach belassen werden, da es zu der Gallerie etc. passt. Keinesfalls erscheint nämlich eine solche Veränderung des Kreuzschiffdaches rathsam, wodurch die Giebel zu freien Mauern werden und das Dach selbst ganz den Charakter eines Nothdaches erhält, wie das Projekt es andeutet. Solche Opfer scheinen für diese Zentralthurmanlage in der That zu gross zu sein, und würden bei der Nachwelt keine Entschuldigung finden. Die romanische Anlage ist nun einmal vernichtet, vernichtet vor schon 500 Jahren, und es ist wahrlich wenig Grund dazu, sich der geringen Reste wegen so viel Qual anzuthun.

Es bleibt eine nicht hoch genug zu schätzende Tugend, dass man in Strassburg mit solcher Vorsicht zu Werke geht, aber die bestimmte Ansicht der Kommission geht dahin, dass man nicht wünschen kann, dass der Lohn für diese Tugend in der Ausführung dieses romanischen Thurmes besteht.

Zum Schlusse erlaube ich mir auf die Deutsche Bauzeitung zu verweisen, welche sich in ähnlichem Sinne, vielleicht nicht so bestimmt ausgedrückt hat, und empfehle den Artikel zur nochmaligen Durchsicht, wie denn auch gleichzeitig das, was in den Adler'schen Studien von 1870 mitgetheilt wurde.

Hr. Maertens schlägt vor, die alte abgestumpfte Pyramide des Telegraphenthurmes beizubehalten, aber mit einem Dachreiter zu krönen, event. mit Giebeln zu garniren; weiter endlich das anschliessende Mitteldach zurückzuwalmen; er erläutert seine Idee durch eine Wandtafelsskizze.

Professor Mohr bespricht speziell die Anlage einer gothischen Kuppel, welche auch in der Skizze des Herrn Schmitz dargestellt ist und die den Zweck haben soll, ein Gleichgewicht mit der Westthurmanlage herzustellen; er überreicht ein von ihm an das Frauenwerkstift zu Strassburg eingereichtes, in gleichem Sinne abgefasstes Gutachten.

Hr. Wiethase betont demgegenüber dass es sich zunächst weniger um Berathung desjenigen handele, was gemacht werden könne, weil die Diskussion alsdann in Fragen treten würde, welche zu weit führen würden; es erschien ihm Hauptsache, sich mit einer Begutachtung des romanischen Projektes der Broschüre zu beschäftigen. Nebenbei vertheidigt derselbe nochmals die primitive Anlage der sog. Mitra, weil es sich weniger um eine Thurmanlage, als um einen würdigen und passenden Abschluss des Hauptdaches, und nicht sowohl um einen Neubau als um eine Restauration handele.

Nachdem Hr. Raschdorff den Ansichten des Vorredners im Wesentlichen beigetreten ist und ausgeführt hat, dass die Anlage eines mächtigen Dachreiters vollständig ausreichend sei, dass jedoch die von Wiethase empfohlene Mitra besser nach romanischen Motiven gestaltet werden könne, vertheidigt Hr. Lange die Anlage eines hohen gothischen Vierungs-Thurmes und beruft sich auf ähnliche Anlagen in Gelnhausen.

Hr. Wiethase schlägt vor, in Form einer Resolution darüber Beschluss zu fassen, ob der Verein den romanischen Entwurf des Strassburger Dombaumeisters billigen könne, und ob zweitens die Mitra als Basis für weitere Operation zu betrachten sei. — Nach längerer Diskussion über die formelle Behandlung der Sache wird ein Antrag auf Schluss akzeptirt und die Angelegenheit bis zur folgenden Sitzung am 1. Mai vertagt; die Skizzen sollen zwischenzeitlich gedruckt und an alle Mitglieder vertheilt werden.

Herr Aug. Lange hält zum Schluss einen Vortrag über Aubel-Druck, eine neue Art der Vervielfältigung hauptsächlich von Linearzeichnungen. Die Methode besteht darin, dass von der zu vervielfältigenden Zeichnung zunächst eine Photographie auf eine stahlharte Metallplatte gemacht, diese geätzt und dann erst ein Ueberdruck auf Stein gefertigt wird. Der Erfinder ist Ingenieur Aubel zu Linderhöhe bei Köln. Die vorgezeigten Proben wurden als vorzügliche und scharfe Drucke anerkannt.

J.

befinden sich im Ostflügel des Erdgeschosses; zum Transporte der Speisen, die ausserhalb des Hauses zubereitet werden, dient ein durch alle Geschosse gehender Aufzug. Die Erwärmung der Krankenzimmer erfolgt durch eine Warmwasserheizung, die Lüftung durch die Fenster und mittels besonderer Ventilationsessen; leider hat die Publikation auf die Darstellung dieser für den Zweck des Gebäudes so wichtigen technischen Momente keinen Werth gelegt. Ausführlicher ist der architektonische Theil der Ausführung, namentlich die Gestaltung der Fäçaden behandelt, welche in Pirnaer Sandstein mit Verputz der Flächen hergestellt sind und die üblichen, scharf profilierten Formen der Dresdener Renaissance zeigen. Baukosten 486 000 M.

7) Villa des Hrn. Pongratz in Veldes (Oberkrain), von Professor W. Bäumer. Mit 4 Bl. Zeichn. Ein kleiner, über Gebühr ausführlich dargestellter Bau, der im Souterrain die Wirthschaftsräume, im Erdgeschoss 2 Salons und eine grosse Veranda, im ersten Stock die Schlafzimmer, im ausgebauten Dachgeschoss einige Gastzimmer enthält. In dem die Baugruppe überragenden Thurme des Treppenhauses ist oben noch ein

Aussichtszimmer angelegt. Nur der Unterbau ist aus Sandsteinquadern hergestellt, der Aufbau besteht aus verputztem Ziegelmauerwerk; die überhängenden flachen Dächer sind an den Giebelsparren und (in sehr zweckwidriger Weise) an den Traufkanten (!) mit einer attikaartig angeordneten Brettschnitzerei geschmückt. Das Innere ist ziemlich reich ausgestattet. Bauzeit 1871–73, Baukosten 32000 Fl.

8) Wohnhaus des Hrn. Carl Pollak in Wien, von den Architekten Claus und Gross. Mit 3 Bl. Zeichn. Das im Jahre 1873 auf einer Eckbaustelle von 21m zu 28,5m Front errichtete Gebäude enthält im Erdgeschoss Verkaufsläden, in den 3 darauf folgenden Stockwerken je 2 und im obersten 3 Wohnungen, welche zwar nur eine beschränkte Zimmerzahl (3–5 Wohn- und Schlafräume) umfassen, aber durch den Maassstab der Zimmer (3m Axenweite und rot. 4m lichte Höhe) und die Ausstattung des Hauses einem höheren Range angehören. Obgleich Küchen und Dienstbotenzimmer grösser und besser beleuchtet sind, als es in Wien Regel ist, so fehlen dem Grundrisse doch nicht die traditionellen Mängel. Die „Speis“ und die Klosets sind durchweg kombiniert und entbehren der ausreichenden Lüftung und Beleuchtung; ein bis auf 2,15 zu 2,50m eingeschränkter, 30m hoher Lichtschacht versorgt auf der einen Seite des Hauses pro Geschoss: 1 Vorzimmer, 1 Passage, 1 Bad und 3 Klosets. Die Fäçaden sind in den eleganten Formen der strengeren Wiener Renaissance reich gegliedert; das Vestibül ist mit Marmorsäulen geschmückt. Baukosten 194265 Fl. = 358 Fl. pro □m.

9) Das evangelische Waisenhaus in Wien, von Architekt O. Thienemann. Mit 4 Bl. Zeichn. Ein dreigeschossiger Bau von etwa 36m mittlerer Länge und 20m Tiefe, der zwischen zwei schmalen, nach der Strasse vorspringenden Flügeln einen kleinen Vorgarten umschliesst. Das Souterrain enthält die Kellerräume, die Waschküche, die Badezimmer und die Wohnung des Hauswarts (Gärtners); das Erdgeschoss den Arbeitsaal sowie den Speisesaal mit der Küche und den entsprechenden Nebenräumen. Im ersten Stock liegen auf jeder Seite 2 Schlafsäle und 1 Wasch-Kabinett (vorläufig für 25 Mädchen und 30 Knaben), in der Mitte die Wohnung der Waiseltern und 2 Krankenzimmer; das oberste Geschoss wird zur Zeit noch nicht für Anstaltzwecke benutzt. Die Säle werden mit erwärmer Luft geheizt; Gas-, Wasser- und Telegraphen-Einrichtung ist vorhanden; für Klosets ist im Hause selbst in überreichlicher Weise gesorgt. — Die Fäçaden sind in einfachen Renaissanceformen gehalten. Baukosten des 1872/73 erbauten Hauses 82400 Fl.

10) Villa Pfeiffer in Hietzing, von Architekt W. Flattich. Mit 2 Bl. Zeichn. Die mit Benutzung älterer Bautheile ausgeführte Anlage besteht aus einem mittleren Hauptgebäude, das in seinen beiden, durch einen Korridor in je 2 Hälften zerlegten Geschossen unten die Salons, oben die Wohn- und Schlafräume enthält, sowie 2 von diesem abgelösten, einstöckigen Nebenbauten längs der Nachbargrenzen. Das eine derselben, durch ein Zimmer mit dem Hauptgebäude zusammenhängend, enthält einen grösseren Saal und eine grosse, nach dem Garten geöffnete Halle, das andere die Wirthschaftsräume und die Gärtnerwohnung. Die architektonische Ausbildung in hellenischer Renaissance ist eine gefällige, nur die dekorative Schein-Balustrade an dem Dachaufbau stört. Baukosten 39000 Fl.

11) Der Bau des chemischen Instituts der Wiener Universität, von Oberbrth. H. von Ferstel. Mit 10 Bl. Zeichn. Der in den Jahren 1869–71 errichtete Bau ist das erste Glied einer Reihe baulicher Ausführungen, durch welche für die Universität Wien, an Stelle ihrer bisherigen mangelhaften und an verschiedenen Stellen der Stadt zerstreuten Lokale eine neue würdige Stätte geschaffen werden soll. Die Bauplätze für diese neuen Universitäts-Bauten sind bekanntlich im Nordwesten der Stadt, in der Nähe der Votivkirche aussersehen worden. Während das Hauptgebäude südwestlich von der Axe der Votivkirche errichtet wird und die Nordseite des Rathhausplatzes bildet, sind für das chemische Laboratorium und das physiologische Institut zwei Baustellen nordöstlich von jener Axe, zwischen der Währinger- und der Wasastraße gewählt worden.

Entsprechend den beiden Haupttheilen des Programms ist das Gebäude des chemischen Instituts in zwei selbstständige Gruppen zerlegt worden. Die eine — ein durch 2 innere Höfe getheiltes Oblong von rot. 60m Länge und 46m Tiefe — enthält in einem erhöhten Souterrain und 2 oberen Geschossen die eigentlichen Unterricht- und Arbeitsräume; die zweite — ein Oblong von 33m zu 26m mit einem Mittelhofe — enthält in 2 Geschossen die Wohnungen der beiden Professoren und der Diener. Da das Terrain nach der Wasagasse zu stark abfällt, so ist dieser Wohnungsbau derartig angeordnet, dass der Fussboden seines Obergeschosses in gleicher Höhe mit dem des Erdgeschosses im Hauptbau liegt. Die Grundrisseintheilung des letzteren ist so getroffen, dass im Mittelbau die direkt vom Hauptportal zugängliche Haupttreppe und das grosse, 14,3m breite, 13,6m tiefe und rot. 9m hohe Auditorium liegen, während die beiden Seitenflügel auf die Länge der Höfe in jedem Geschosse je einen grösseren Raum (3 Schüler-Laboratorien und einen zweiten Hörsaal) enthalten; in den beiden langen Hauptflügeln sind an Korridoren die kleineren Laboratorien und Neben-

räume aneinander gereiht. Ein grosser Uebelstand dieser Anordnung ist, dass die Verbindung zwischen den Hauptflügeln durch jene seitlichen Säle führt, für welche man eine Beleuchtung von beiden Seiten nicht aufgeben wollte; kleinere Mängel sind dadurch entstanden, dass der, ursprünglich für nur eine Lehrkanzel projektierte Bau während der Ausführung für 2 Professoren eingerichtet werden musste. Ob die Beleuchtung des grossen Auditoriums aus den nur 10m breiten Seitenhöfen eine ausreichende ist, scheint uns fraglich.

Die architektonische Ausbildung des Baues in den Formen norditalienischer Hochrenaissance ist dadurch bemerkenswerth, dass sie für Wien der erste Versuch ist, einen Kunstbau in Terrakotten-Architektur durchzuführen. Trotz des Reizes einzelner Details können wir diesem Versuche allerdings nur eine bedingte Anerkennung zollen. In heutiger Zeit stehen uns neben jenen norditalienischen Vorbildern bereits die Ergebnisse neuerer Bestrebungen zu Gebote, in denen man die Formen der Terrakotten-Architektur mit dem Wesen des Materials und der durch dasselbe bedingten Konstruktionen in Einklang zu bringen gestrebt hat, und es befremdet, wenn ein Künstler vom Range Ferstel's trotzdem zu der alten, im Backsteinbau ganz sinnlosen Architrav- und Pilasterschablone zurückgreift. Die durch Verwendung dunkelrother Terrakotten-Details auf glatten gelben Backsteinflächen beabsichtigte polychrome Wirkung leidet darunter, dass das Verhältniss der auf dem hellen Grunde silhouettenartig sich abhebenden dunklen Architekturtheile ein ziemlich unschönes ist. Die Fäçaden haben wesentlich hierdurch einen schweren gedrückten Charakter bekommen, der durch die etwas derben Dacherker noch verstärkt wird. Anmuthig und reizvoll — weitaus das Beste, was Wien in dieser Art besitzt — ist dagegen die Sgraffito-Dekoration der im Putzbau durchgeführten 3 Höfe. Das Innere enthält nur in dem, mit einem reich decorierten Holzgewölbe überdeckten Treppenhause, sowie dem Vestibül und dem grossen Auditorium Räume von architektonischer Bedeutung. Souterrain und Erdgeschoss sind gewölbt; das Obergeschoss hat echte Holzdecken.

Die Baukosten der Anlage haben bei einer bebauten Grundfläche von rot. 2800 □m 555000 Fl., die Kosten der inneren Ausstattung 112500 Fl. betragen.

(Fortsetzung folgt.)

Brief- und Fragekasten.

Hrn. C. de G. in Berlin. Professor Ludwig Bohnstedt (geb. 1822 zu St. Petersburg) wohnt seit 1863 als Privat-Architekt in Gotha.

Abonnent in Rudolstadt. Mit einer Schulbildung, welche sich bis zur Sekunda einer Realschule II. Ordnung erstreckt, werden Sie zur preussischen Feldmesserprüfung nicht zugelassen; ebenso ist Ihnen der Besuch einer technischen Hochschule nur als Hospitant gestattet. Ein Rath über die Lehranstalt, welche Sie zur Erweiterung Ihrer Fachbildung benutzen können, ist ohne Kenntniss der vorliegenden individuellen Momente nicht wohl möglich. Wenn Sie noch jugendlich und strebsam genug sind, thun Sie vielleicht am Besten, gleichzeitig noch Ihre Schulbildung zu ergänzen und eine reorganisirte Gewerbeschule (z. B. die in Kassel) zu besuchen, auf der Sie nach 2 Jahren die Qualifikation für die Feldmesserprüfung erlangen können; andernfalls versuchen Sie es vielleicht mit einer sächsischen Baugewerkschule.

Hrn. W. G. in Bremen. Die genauen Adressen verschiedener ausserdeutscher — theilweise aussereuropäischen Eisenbahn-Verwaltungen werden Sie von der Redakt. der Ztg. des Vereins Deutsch. Eisenb.-Verwaltungen erfahren können; uns sind dieselben unbekannt.

Hrn. P. T. in Stettin. Der materielle Werth architektonischer Arbeiten richtet sich nicht nach der Rangstellung und der etwaigen amtlichen Qualifikation des Autors, sondern nach der künstlerischen und technischen Bedeutung der Arbeiten selbst. Lediglich von dieser wird es daher abhängen, ob Sie die Sätze der vom Verbands deutscher Architekten- und Ingenieur-Vereine angenommenen Norm beanspruchen können oder nicht.

Abonnent in Bad Langenau. Wo man die „besten“ Reisszeuge kauft, ist eine Frage, die wir selbstverständlich nicht beantworten. Relativ „gute“ Reisszeuge dürfen Sie von den bedeutenderen Mechaniker-Firmen jeder grösseren Stadt, auch von den renommirten Zeichen-Materialien-Handlungen beziehen können. Wir verweisen Sie auf den Inseratentheil unserer Zeitung und unseres Deutschen Bankalers.

Hrn. Baumeister S. in W. Unseres Wissens ist der sogen. Kopfverband, und zwar mit ganzen Steinen, zunächst am Häufigsten beim Ziegelmauerwerk von Festungsbauten angewendet worden, und zwar aus dem technischen Grunde, weil man von Mauerflächen in diesem Verbands einen besseren Widerstand gegen Schüsse erwartete, als von solchen, in denen Läuferstreichen vorkommen. Für gewöhnliche Rohbauten, bei denen man wohl stets mit ganzen und halben Steinen abwechseln wird, ist der Kopfverband wohl meistens deshalb gewählt worden, weil er die grösste Freiheit in der Musterung der Mauerflächen gewährt. Technische Vorzüge hat er selbstverständlich nicht, da er eine grössere Anzahl von Fugen und daher auch einen grösseren Mörtelverbrauch bedingt.

Inhalt. Zur Statistik der Baubeamten bei den preussischen Provinzial-Verwaltungs-Behörden. — Mittelrheinischer Architekten- und Ingenieur-Verein. — Eine für Bau- und gewerbliche Anlagen nicht unwichtige Entscheidung. — Konkurrenzen: Preisausschreiben für Entwürfe zum Bau einer zweiten evangelischen Kirche in Wiesbaden. — Personal-Nachrichten — Baumaterialien-Preise. — Börsenbericht des Märkischen Ziegler-Vereins.

Bekanntmachung des Vororts des Verbandes deutscher Architekten- und Ingenieur-Vereine.

Die Denkschrift über den Bildungsgang der Bautechnik, welche von der auf der letzten Abgeordneten-Versammlung niedergesetzten Kommission ausgearbeitet ist, wird zum Drucke vorbereitet.

Um einen Maasstab über den Umfang der Auflage zu erhalten, ersuchen wir die Verbands-Vereine, uns baldigst mitzutheilen, wie viele Exemplare jeder derselben für sich zur Vertheilung an die Mitglieder und an die kompetenten Stellen beansprucht. Bei Feststellung dieses Bedarfes wolle jedoch berücksichtigt werden, dass die genannte Denkschrift in den Buchhandel gebracht werden wird.

Münster den 17. Mai 1875.

Der Vorstand

C. M. v. Bauernfeind.

F. Seidel.

Zur Statistik der Baubeamten bei den preussischen Provinzial-Verwaltungs-Behörden.

Wenn wir die Zahl der bei den Preussischen Provinzial-Verwaltungs-Behörden etatsmässig angestellten Baubeamten in Verbindung bringen mit dem Flächeninhalte und der Einwohnerzahl der verwalteten Provinzen, so ergeben sich manche interessante Gesichtspunkte.

Bei den nachfolgenden Zahlen sind sowohl die Baubeamten der Zentralbehörden und der Eisenbahnen, als die nicht zum Ressort des Handels-Ministeriums und zu technischen Bildungsanstalten gehörenden Staatsbaubeamten ausser Betracht gelassen; es sind vielmehr lediglich die Baubeamten der Provinzialregierungen, der Landdrosteien, und der gleichberechtigten Ministerialbaukommission und des Berliner Polizei-Präsidii zum statistischen Vergleich herangezogen. Die Anzahl dieser im ganzen preussischen Staate angestellten Provinzialbaubeamten beträgt nach dem neuesten Verzeichniss 575. Dieselben sind vertheilt auf 6397 □ Meilen mit rund 24 700 000 Einwohnern; darnach würde auf rund 11 □ Meilen und 42 900 Einwohner ein Baubeamter kommen.

Wenn wir eine ähnliche Berechnung auf die einzelnen Provinzen anwenden, so ergibt sich, dass die Baubeamten in den sogenannten alten Provinzen sehr viel sparsamer vertheilt sind, als in den seit 1866 zu Preussen hinzugekommenen Landestheilen.

Die alten Provinzen hatten 1865 — ohne Lauenburg — einen Flächeninhalt von 5068 □ Meilen mit 19 600 000 Einwohnern. Die Bauverwaltung war in den Händen von 414 etatsmässigen Baubeamten; es hatte demnach jeder im Durchschnitt einen Geschäftskreis von 12,24 □ Meilen mit 47 300 Einwohnern zu verwalten.

Die Erwerbung der neuen Provinzen änderte dieses Verhältniss aber ganz bedeutend. Es traten 1866 — einschliesslich Lauenburg — dem Preussischen Staatsverbande hinzu: 1329 □ Meilen mit 5 Millionen Einwohnern, unter denen sich 161 im Staatsdienste angestellte Baubeamte befanden. Von jedem derselben war daher nur ein Areal von rund 8 □ Meilen mit 31 000 Einwohnern zu verwalten. Die Zahl der Baubeamten war mithin in den neuen Provinzen, sowohl in Bezug auf den Flächeninhalt des Landes, als auf die Einwohnerzahl etwa um die Hälfte grösser, als in den alten Provinzen. Das oben für die neuen Provinzen im Allgemeinen ausgerechnete Verhältniss ist aber wiederum nach den einzelnen Landstrichen sehr verschieden. Am nächsten kommt die Zahl der Baubeamten in der Provinz Schleswig-Holstein — mit Lauenburg — derjenigen in den alten preussischen Provinzen, nämlich 25 Baubeamte auf 341 □ Meilen, oder je einer auf 13,6 □ Meilen mit 42 000 Einwohnern. Die Provinz Hannover hat auf 698 □ M. 1938 000 Einwohner und 77 Baubeamte, also einen auf je 9 □ Meilen und 25 000 Einwohner. Noch zahlreicher sind die Baubeamten in den Regierungsbezirken Cassel und Wiesbaden. Diese beiden Bezirke besitzen auf rund 290 □ Meilen 1403 000 Einwohner, darunter 59 Baubeamte, also einen auf (nicht ganz) 5 □ Meilen mit 23 700 Einwohnern.

Am dichtesten sind die etatsmässigen Baubeamten im Regierungsbezirk Cassel vertheilt; es kommt daselbst auf je 4,7 □ Meilen mit 20 000 Einwohnern ein Baubeamter, das ist mehr als das Doppelte von der durchschnittlichen Baubeamtenszahl in der ganzen preussischen Monarchie. In einem völlig anderen Verhältnisse steht die Zahl der Baubeamten zur Einwohnerzahl und zum Flächeninhalt beispielsweise in der Provinz Schlesien. Dieselbe, 732 □ Meilen gross, hat 3 600 000 Einwohner und 55 Baubeamte; auf 65 000 Einwohner und 13¼ □ Meilen mithin nur einen, d. i. etwa ¼ des Baubeamtenetats vom Regierungsbezirk Cassel.

Ob bei den Ansprüchen an die Leistungsfähigkeit der Baubeamten die vorstehend erörterten Zahlenverhältnisse gebührende Berücksichtigung finden, können wir hier nicht untersuchen, da das geforderte Arbeitsquantum noch von anderen Verhältnissen abhängt, als lediglich von der Dichtigkeit der Bevölkerung.

(Nachschrift der Redaktion.) Wir übergeben diese Auslassung, welche einen mündlich in den Kreisen der altpreussischen Baubeamten vielfach erörterten Beschwerdepunkt behandelt, der Öffentlichkeit mit dem Wunsche, dass nunmehr auch von kompetenter Stelle aus die Verhältnisse näher beleuchtet werden möchten, welche die Anstellung einer grösseren Zahl von Baubeamten in den neuen Landestheilen bedingt haben und zum Theil noch bedingen. Es ist allerdings bekannt,

dass die scheinbar ausserordentlich hohe Zahl der Baubeamten, welche diese Provinzen zur Zeit ihrer Selbstständigkeit besaßen, sich dadurch erklärt, dass der grössere Theil der Dienstgeschäfte, welche in Preussen durch diätarisch besoldete Baumeister versehen werden, dort durch angestellte Beamte besorgt wurde. Indessen scheint es festzustehen, und würde durch eine Zusammenstellung der Obliegenheiten, welche den Baubeamten in den verschiedenen Provinzen zufallen, wohl unwiderleglich bewiesen werden können, dass die Beamten der Ostprovinzen über eine billige Grenze hinaus belastet sind. So lange nicht andere Einrichtungen eine Abwälzung der subalternen Geschäfte auf subalterne Kräfte, und damit eine erhebliche Verminderung der Baubeamten-Zahl überhaupt gestatten, kann eine Agitation zur Beseitigung dieses Uebelstandes selbstverständlich nur das Ziel in's Auge fassen, den gegenwärtig überlasteten Beamten eine Erleichterung zu verschaffen, nicht etwa den Beamten der Westprovinzen ein entsprechend erhöhtes Arbeitsquantum aufzubürden.

Mittelrheinischer Architekten- und Ingenieur-Verein. Lokalversammlungen der in Darmstadt wohnenden Mitglieder des Vereins.

Die Hauptversammlungen des Mittelrheinischen Architekten- und Ingenieur-Vereins finden während der Sommerzeit statt, ausserdem werden von Vereinsmitgliedern, welche an einem und demselben Ort wohnen, Lokalversammlungen veranstaltet. Diese Einrichtung ist bis jetzt in Frankfurt a. M., Wiesbaden und Darmstadt in's Leben getreten.

Von den in Darmstadt wohnenden 40 Mitgliedern des Vereins wurden während des Winters 1874/75 12 Versammlungen abgehalten, und zwar nach Verständigung mit dem Darmstädter Bezirks-Verein deutscher Ingenieure je am 2. und 4. Mittwoch des Monats. Der Bezirksverein veranstaltete seinerseits Versammlungen je am 1. und 3. Mittwoch. Beide Vereine übten dem befreundeten Vereine gegenüber Gastfreundschaft aus. Auf diese Weise entstand eine willkommene Abwechslung hinsichtlich der behandelten Gegenstände und ein sehr behagliches Zusammenleben. Der 30. Dezember, ein fünfter Mittwoch im Monat, wurde durch ein gemeinsames Festessen beider Vereine in angemessener Weise ausgenutzt.

Es erscheint angemessen, dass die Nachrichten über die erwähnten Versammlungen auf einen kurzen Rückblick beschränkt werden, da eine vollständige Mittheilung der Protokolle mehr Raum in diesem Blatte beanspruchen würde, als zur Verfügung gestellt werden kann. Verschiedene der verhandelten Gegenstände, wie z. B. Feststellung des Statuts für die Lokalversammlungen, Einleitung der Arbeiten für die nächste Hauptversammlung des Vereins u. A., dürften ohnehin kein allgemeines Interesse haben.

Ein wiederholt zur Sprache gebrachter Punkt war die Restauration des Mainzer Domes. Man kam gleich anfangs dahin überein, dass eine Kundgebung über diese Angelegenheit in Form einer Eingabe an das Grossherzoglich Hessische Ministerium angemessen sei. Der Vorstand des Mittelrh. Archit.- und Ingen.-Vereins schloss sich dieser Auffassung an und es wurde die Sache seitens desselben in einer ausführlichen Denkschrift dargelegt.

Bei dem Stadium, zu welchem der Aufbau des neuen östlichen Vierungsthurmes bereits im Herbst des Jahres 1874 vorgeschritten war, wäre es zwecklos gewesen, noch eine Einwirkung auf die Lösung der Frage zu versuchen, wie dieser Thurm zu gestalten sei. Der Verein hat sich damit begnügt, die Thatsache zu konstatiren, dass das Mainzer Domkapitel über den Plan zu dieser wichtigen Ausführung selbstständig entschieden hat, ohne dass derselbe einer so sorgfältigen Prüfung und Begutachtung unterzogen worden wäre, wie es bei einem nationalen Baudenkmale von solcher Bedeutung erforderlich gewesen wäre. Um ein ähnliches Verfahren wenigstens für die Zukunft zu verhüten, beantragte der Verein demzufolge: „Es wolle Grossherzoglichem Ministerium gefallen, bei weiter vorkommenden Restaurationsarbeiten je nach Umständen die Erwerbung der Pläne auf dem Wege öffentlicher Konkurrenz herbeizuführen, oder eine fachverständige Prüfung in geeigneter Weise zu sichern, sei es nun, mittels Begutachtung derselben durch hervorragende Sachverständige, sei es mittels rechtzeitig Bekanntgebung der Entwürfe, um auf dem zuletzt genannten Wege den deutschen Architekten die Möglichkeit zu verschaffen, einzeln oder durch Vermittelung des Verbandes deutscher Architekten- und Ingenieur-Vereine ihre Meinung auszusprechen.“

